

Deutsch-Rumänische Hefte

Caiete Germano-Române



Halbjahresschrift der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft

Publicație semestrială a Societății Germano-Române

Jahrgang XVIII • Heft 1 • Sommer 2015

- Josef C. Karl** **Katalysator der deutsch-rumänischen Beziehungen. Die deutsche Minderheit und das Demokratische Forum der Deutschen in Rumänien**
- Tony Krönert** **Dracula war gestern: Authentizität, Kultur und Natur sollen Besucher anlocken. Tourismusmarketing in Siebenbürgen**
- Mihai Varga** **Arbeiterproteste und Gewerkschaften im postkommunistischen Rumänien. Zwischen Mobilisierung und Durchsetzungskraft**
- Roman Hutter** **Rumänien und seine Revolution
Über die anfängliche Nutzbarmachung eines Begriffs**
- Dirk Schuster** **„Entjudung“ – ein braunes Kapitel der Evangelischen Landeskirche in Rumänien. Zur Aufarbeitung siebenbürgisch-sächsischer Geschichte**
- Hermine-Sofia Untch** **Tätigkeitsbericht 2014
Deutsch-Rumänische Gesellschaft e.V., Berlin**
- Ion Barbu** **Nebenspiel
Gedichte**
- Johannes Kramer** **La mulți ani! Würdigung zum 65. Geburtstag
von Prof. Dr. Dr. h. c. Wolfgang Dahmen**
- Anton Sterbling** **Balkanimpressionen
Für Wolfgang Dahmen zum 65. Geburtstag**
- Neue Bücher**

Deutsch-Rumänische Hefte

Herausgeber: Deutsch-Rumänische Gesellschaft e.V.

Redaktion: Dr. Josef Sallanz (V.i.S.d.P.)
Jörn Henrik Kopfmann
Dr. Silvia Machein
Marianne Theil
Illa Weber-Huth

E-Mail: redaktion@deruge.org

Die Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH) sind der Mitgliederrundbrief der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) und zugleich eine allgemeine Zeitschrift.

Auflage: 700 Exemplare. Erscheinungsrhythmus: halbjährlich.

Zurückliegende Ausgaben der DRH können abgerufen werden unter www.deruge.org, Onlinehefte.

Satz/Layout: Brigitta-Ulrike Goelsdorf

Druck: VS Breinfeld, Berlin

Bezug: Für Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) ist der Bezug der DRH kostenlos. Jahresmitgliedschaftsbeitrag: 60 Euro, ermäßigt 30 Euro (zu den Ermäßigungsmöglichkeiten siehe unter www.deruge.org, Beitritt). Beiträge sind steuerlich absetzbar. Von Nichtmitgliedern der DRG, die die DRH beziehen möchten, erbitten wir eine Spende. Satzung und Selbstdarstellung der DRG sowie weitere Informationen und Beitrittsanträge können unter der Anschrift des Herausgebers angefordert werden.

Spenden: Die DRG ist gemeinnützig. Spenden an die DRG sind steuerlich absetzbar. Als Nachweis gilt bei Beträgen in Höhe von bis zu 200 Euro der Kontoauszug als Beleg. Für höhere Beträge stellen wir Ihnen gern eine Zuwendungsbestätigung aus. Bitte vergessen Sie nicht, Ihre Anschrift auf dem Überweisungsträger anzugeben.

Bitte benutzen Sie für Spenden folgendes Konto:

Deutsch-Rumänische Gesellschaft e.V.
Postbank Berlin
IBAN: DE94100100100000230108
BIC: PBNKDEFF

Textbeiträge sind als DOC-Datei an die E-Mail-Adresse der Redaktion zu senden. Die in den DRH veröffentlichten Beiträge geben die Meinung ihrer Verfasser und nicht in jedem Fall die des Herausgebers oder der Redaktion wieder. Die Redaktion behält sich das Recht auf redaktionelle Änderungen und Kürzungen vor. Für unverlangte Einsendungen keine Gewähr.

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt.

Inhalt

4 Die deutsche Minderheit und das DFDR

Josef C. Karl

7 Tourismusmarketing in Siebenbürgen

Tony Krönert

10 Arbeitgeberproteste und Gewerkschaften

Mihai Varga

13 Rumänien und seine Revolution

Roman Hutter

16 „Entjudung“

Dirk Schuster

18 DRG-Tätigkeitsbericht 2014

Hermine-Sofia Untch

20 Nebenpiel. Gedichte

Ion Barbu

22 Zum 65. Geburtstag von Wolfgang Dahmen

Johannes Kramer

24 Balkanimpressionen

Anton Sterbling

26 Neue Bücher

- Richard Wagner: Habsburg (*Markus Bauer*)
- Franz Heinz: Kriegerdenkmal 1914 – Hundert Jahre später. Roman (*Olivia Spiridon*)
- Franz Hodjak: Das Ende wird Nabucco heißen. Erzählungen (*Edith Konradt*)
- Johann Lippert: Die Quelle informiert. Ein Bericht (*Maria Irod*)
- J. v. Puttkamer, St. Sienerth, U. A. Wien (Hg.): Die Securitate in Siebenbürgen (*Bernd Lippmann*)
- Wilfried Heller: Von „Horea“ zu „Hans“. Irrungen und Wirrungen der Securitate (*Georg Herbstritt*)
- Duygu Özkan, Jutta Sommerbauer: Lesereise Donau (*Katharina Biegger*)
- Julia Müller: Sprachtakt (*Cosmin Dragoste*)
- T. M. Bohn, A. Gheorghe, A. Weber (Hg.): Corpus Draculianum (*Thomas Schares*)
- Hildrun Glass: Deutschland und die Verfolgung der Juden (*Simon Geissbühler*)
- Mariana Hausleitner: Die Donauschwaben 1868–1948 (*Ernst Meinhardt*)
- Ilse Hehn: Heimat zum Anfassen. Donauschwäbisches Erbe (*Edith Ottschofski*)
- Olga Katharina Farca: Das Kochbuch der Siebenbürger Sachsen (*Edith Ottschofski*)

Sehr geehrte Leserin, sehr geehrter Leser,

die Wahl des Hermannstädter Bürgermeisters Klaus Johannis zum rumänischen Präsidenten hat die Aufmerksamkeit auch auf die deutsche Minderheit Rumäniens gelenkt, der er entstammt. In unserer aktuellen Ausgabe untersucht Josef C. Karl die Bedeutung des Demokratischen Forums der Deutschen in Rumänien, der politisch-kulturellen Interessenvertretung der deutschen Minderheit nach 1989, und beschreibt die Deutschen Rumäniens als Katalysator der deutsch-rumänischen Beziehungen.

Tony Krönert widmet seinen Beitrag dem Tourismusmarketing in Siebenbürgen und weist darauf hin, dass im Bereich Tourismus- und Freizeitwirtschaft noch einiges verbessert werden kann. Thema von Mihai Varga sind die Arbeiterproteste und Gewerkschaften im postkommunistischen Rumänien im Spannungsfeld zwischen Durchsetzung politischer Interessen einerseits und ökonomischer, sozialer sowie kultureller Interessen der Arbeitnehmer andererseits. Roman Hutter beschäftigt sich in seinem Artikel mit der historiographischen Einordnung des politischen Umbruchs von 1989. Danach untersucht Dirk Schuster die Rolle der Außenstelle des Eisenacher „Entjudungsinstitutes“ in Hermannstadt/Sibiu und den Einfluss des deutsch-christlichen Gedankenguts innerhalb der Evangelischen Kirche A.B. in Rumänien. In ihrem Bericht stellt Hermine-Sofia Untch die vielfältigen Tätigkeiten der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft für 2014 vor.

Zum Gedenken an den 120. Geburtstag des rumänischen Lyrikers Ion Barbu veröffentlichen die DRH einen zweiten Teil seiner Gedichte aus dem Zyklus „Joc secund“ in deutscher Sprache. Und mit Johannes Kramer und Anton Sterbling gratulieren wir unserem Beiratsmitglied Wolfgang Dahmen, Professor für rumänische Sprach- und Literaturwissenschaft, ganz herzlich zum 65. Geburtstag: S-ne bânedzi multsâ anji!

Eine anregende Lektüre wünscht Ihnen

Ihr
Josef Sallanz

Am 19. Januar 2015 wurde in Hermannstadt/Sibiu Dr. Paul-Jürgen Porr (l.), Vorsitzender des Demokratischen Forums der Deutschen in Rumänien, von Werner Hans Lauk, deutscher Botschafter in Bukarest, das Verdienstkreuz am Bande des Bundesverdienstordens für sein herausragendes Engagement zugunsten der deutschen Minderheit und in den deutsch-rumänischen Beziehungen überreicht. Foto: Vlad Popa



Katalysator der deutsch-rumänischen Beziehungen

Josef C. Karl

Der britische Historiker E. A. Freeman definierte Geschichte als „vergangene Politik“ und Politik als „gegenwärtige Geschichte“. Nimmt man das als Richtschnur, so macht die deutsche Minderheit Rumäniens im Herbst 2014 gerade nachhaltig Geschichte und fügt ihrer langen Geschichte ein weiteres wichtiges Kapitel hinzu. Die Wahl des Hermannstädter Bürgermeisters Klaus Johannis zum rumänischen Staatspräsidenten am 16. November 2014 wurde von vielen Analysten und Beobachtern als große Überraschung aufgefasst, die man nicht habe vorhersehen können. Sie wurde auch als „historisch“ bezeichnet.

Diese Wahl war in der Tat historisch. Das Wort verdient sie aber nicht nur aufgrund des herausragenden Charakters des Erfolges von Bürgermeister Johannis. Sie verdient es auch, da sie der langen, reichen und in weiten Teilen auch sehr ereignisreichen Geschichte der deutschen Minderheit in Rumänien ein weiteres Kapitel hinzufügt. Sie ist überdies auch Teil der überaus erfolgreichen jüngsten Geschichte der deutschen Minderheit nach 1989 und steht daher auch in einer gewissen Kontinuität.



Die „Banater Rosmareiner“ auf der Bühne des Thalia-Saales in Hermannstadt/Sibiu am 9. März 2015 anlässlich des 25-jährigen Jubiläums des Demokratischen Forums der Deutschen in Rumänien. Foto: ADZ

Das ist umso bemerkenswerter, als zahlreiche Auguren der Minderheit nach 1990 schon die Totenglocke läuten hörten. Als ich im Jahr 2002 an einer namhaften britischen Universität auf die Frage des gewünschten Schwerpunktes für ein gewährtes Forschungsstipendium antwortete: „Die deutsche Minderheit in Rumänien nach 1989“ war die damals ernüchternde, aber dann doch auf mich eher motivierend wirkende Antwort: „Es gibt kaum noch eine deutsche Minderheit in Rumänien“. Ich versuchte zu argumentieren und verwies auf das Demokratische Forum der Deutschen in Rumänien (DFDR) und Bürgermeister Johannis und ihr sehr erfolgreiches Wirken in Hermannstadt/Sibiu; man ließ mich schließlich mein Wunschthema wählen, nicht ohne mich allerdings darüber zu informieren, dass man das Thema für „sehr mutig“ halte. Die Einreichung der

damaligen Forschungsergebnisse nach zwei Jahren Arbeit und zahlreichen Rumänienaufenthalten korrelierte im Sommer 2004 fast wie gerufen mit den großen Erfolgen des DFDR in den rumänischen Lokalwahlen, in denen das DFDR in Hermannstadt einen Erdrutschsieg einfuhr und auch in Mediasch/Mediaș und Heltau/Cisnădie herausragend punkten konnte. Plötzlich war meine wissenschaftliche Umgebung schon immer davon überzeugt gewesen, dass es sich um ein sehr lohnendes Thema gehandelt habe. Die deutsche Minderheit hatte Politik gemacht und es somit geschafft, auch Zweifler zu überzeugen. Erfolg macht vieles möglich. Parallelen zum Jahr 2014 sind rein zufällig. Eines wird in jedem Fall klar: Skeptiker können durch Erfolge durchaus umgestimmt werden.

Doch wie kam es zur positiven Entwicklung der deutschen Minderheit nach 1989 und in deren Kontinuität zur Wahl von Klaus Johannis zum rumänischen Staatspräsidenten?

Zunächst einmal ist es unabdingbar, der Frage nachzugehen, wer die Deutschen in Rumänien sind und welche Geschichte(n) sie haben. Der deutschsprachige Raum tendiert oft dazu, die deutsche Minderheit in Rumänien für eine mehr oder weniger homogene kulturelle Einheit zu halten. Die Deutschen Rumäniens sind aber ganz im Gegenteil dazu äußerst heterogen. Sie besteht aus mehreren unterschiedlichen kulturellen Subgemeinschaften. Da sie zum ersten Mal überhaupt nach der Gründung des modernen Rumäniens im Jahr 1918 miteinander verbunden wurden, waren damals ihre Sprache und einige kulturelle Ähnlichkeiten die wenigen gemeinsamen Eigenschaften. Doch noch heute ist sogar ihre gesprochene Muttersprache weit davon entfernt, als homogen gelten zu können. Die unheilvolle Geschichte des 20. Jahrhunderts mit Nationalsozialismus und kommunistischer Herrschaft machte auch vor der deutschen Minderheit Rumäniens nicht halt, veränderte allerdings die ihr innewohnende Heterogenität ihrer Zusammensetzung nicht wesentlich.

Daher war die Gründung des DFDR im Dezember 1989 der erste explizite Versuch unter demokratischen Vorzeichen, einen einheitlichen Verband in Rumänien zu gründen, der alle Deutschen Rumäniens vertreten sollte. Vor

dem Hintergrund von 850 Jahren eigener Geschichte auf dem Gebiet des heutigen Rumäniens ist dieses Ereignis daher von historischer Bedeutung.

Es ist das herausragende Verdienst der Gründergeneration des DFDR und insbesondere der beiden ersten Landesvorsitzenden, Dr. Thomas Nägler und Prof. Dr. Paul Philippi, vorhandene zentrifugale Tendenzen unter den Deutschen Rumäniens im föderal aufgebauten DFDR erfolgreich im Interesse der ganzen deutschen Minderheit in Rumänien einzuhegen und so den nach 1989 in Rumänien verbliebenen Deutschen Stimme, Organisation und auch Zuversicht zu geben. Insbesondere die Zeit bis 1998 ist geprägt von einer beachtlichen Aufbauarbeit, die die organisatorische Basis des späteren Erfolges klar und weitsichtig gelegt hat. Die damals gewählte Struktur aus fünf Regionalforen mit zugehörigen Wirtschaftsstiftungen sorgte dafür, dass sich alle Gruppen der Deutschen in Rumänien im DFDR wiederfinden konnten: Siebenbürger Sachsen, Banater Schwaben, Landler, die Schwaben des Kreischgebiets, die Sathmarer Schwaben, die Berglanddeutschen und Böhmen des Banater Berglandes, die Buchenlanddeutschen, die Zipser der Maramuresch, die Deutschen Süd- und Ostrumäniens („Altreichdeutsche“) und die Dobrukschadeutschen. Der für die Minderheit wichtige Deutsch-Rumänische Freundschaftsvertrag von 1992 wirkte als stabilisierende Basis ebenfalls positiv.

Das institutionell umgesetzte Anliegen des DFDR „Einheit in Vielfalt“ war im Rückblick die adäquate Antwort auf die Herausforderungen der 1990er Jahre in Rumänien, die vom Massensexodus der Jahre 1989 bis 1992 und der darüber hinaus noch anhaltenden Abwanderung der deutschen Minderheit und einer unsicheren Zukunft der Minderheit und des Landes geprägt waren. Sowohl für deutsche wie auch für rumänische Institutionen und Partner wurde das DFDR in immer stärkerem Maße „Stimme und Ohr“ der ganzen deutschen Minderheit in Rumänien und als solches geschätzt. Man sprach nun mit der Minderheit, nicht mehr über sie (hinweg). Dazu trug wesentlich auch der jeweilige Abgeordnete der Minderheit im rumänischen Parlament (bis 2004 Ingmar Brandsch, Horst-Werner Brück, Wolfgang Wittstock) bei, wobei die aktive Rolle von Ovidiu Ganț, der das DFDR seit 2004 im Parlament vertritt, besondere Erwähnung verdient. In enger Zusammenarbeit mit dem Landesvorsitzenden Johannes (2002–2013) gelang es Ganț, zahlreiche für die Zukunft der Minderheit wesentliche Punkte, vor allem im Bereich der Sicherung des deutschsprachigen Unterrichtswesens, in Bukarest zu vertreten, die Beziehungen in die deutschsprachigen Länder auf politischer Ebene zu vertiefen und das DFDR für zwei Jahre überdies im Europäischen Parlament zu repräsentieren. Auf Hermannstädter Ebene wurde dieses positive Zusammenwirken durch die tatkräftige Arbeit des Vorsitzenden des Kreisrates von Hermannstadt (2004–2012), Martin Bottesch, und das langjährige Wirken des heutigen DFDR-Landesvorsitzenden Dr. Paul-Jürgen Porr, erfolgreich flankiert. Sehr tatkräftig engagieren sich für

die Minderheit auch der langjährige Bischof der evangelischen Kirche A.B., D. Dr. Christoph Klein, die bayerische Landtagspräsidentin Barbara Stamm, der hessische Landtagspräsident Norbert Kartmann, die ehemalige Vizepräsidentin des Bundestages Dr. h. c. Susanne Kastner, der langjährige Beauftragte der Bundesregierung für Aussiedlerfragen und nationale Minderheiten, Dr. Christoph Bergner, MdB, der derzeitige Beauftragte, Hartmut Koschyk, MdB, und der Bundesvorsitzende des Verbandes der Siebenbürger Sachsen in Deutschland, Dr. Bernd Fabricius, MdB.

Wesentliche Voraussetzung für ein erfolgreiches Wirken des DFDR war auch eine möglichst breite und solide Verankerung und Akzeptanz in der rumänischen Mehrheitsbevölkerung. Das war auch *conditio sine qua non* für die späteren Erfolge des DFDR. In § 1 seiner Satzung erklärt sich das Forum, dies vor Augen, auch *nicht* zur Partei, sondern zu einer kulturellen Vereinigung der ganzen deutschen Minderheit (nicht im Sinne des lateinischen *pars*, also eines Teils). Auf diese Art ist es seinen Mitgliedern möglich, in *politische Parteien* Rumäniens einzutreten. Diese Regelungen verbessern die allgemeine Position des DFDR maßgeblich, da sie erlauben, so die Interessen der deutschen Minderheit auch auf politischer Ebene zu artikulieren.

Das DFDR und die deutsche Minderheit schafften es in den vergangenen 25 Jahren trotz sowohl intern als auch extern vorhandener Herausforderungen, ihre Interessen konstruktiv in Rumänien zu artikulieren. Die effektive und arbeitsfähige Struktur des DFDR bildete hierfür eine solide Basis, die nach dem ersten Wahlerfolg von Klaus Johannes in den Bürgermeisterwahlen des Jahres 2000 noch weiterentwickelt wurde.

Als kleine Minderheitenorganisation musste das DFDR während all dieser Jahre einen politischen Standpunkt entwickeln, der eigene Interessen vor dem Hintergrund einer variablen politischen Landschaft zu artikulieren vermochte. War es im Kontext der 1990er Jahre immer die Politik des Forums gewesen, seine Ziele sowohl durch innere Einheit als auch durch eine pragmatische Politik zu verfolgen und so den schwierigen Spagat zwischen der expliziten Vorstellung einer apolitischen kulturellen Organisation und der impliziten Absicht politischer Aktivität zu ermöglichen, so änderte sich dies durch die Wahlerfolge seit dem Jahr 2004 mehr und



Wahlplakat des Demokratischen Forums der Deutschen in Rumänien, Filiale Kronstadt/Brașov: „Die wahre Alternative! Das Deutsche Forum“.

Foto: El bes

mehr. Das DFDR war immer stärker auch zum politischen Faktor geworden und wurde verstärkt auch als solcher wahrgenommen.

Man kann also eindrucksvoll sehen, dass gerade Erfolg auch zahlreiche Herausforderungen für das DFDR mit sich brachte. Die politischen Erfolge auf lokaler Ebene gaben dem Forum starke Impulse in Richtung einer politischen Organisation mit gestalterischem Auftrag in zahlreichen Lokalverwaltungen. Das DFDR musste diese Herausforderung annehmen, Antworten auf die Erwartungen der Wähler und Aufgaben in den jeweiligen Kommunen formulieren und erfreute sich sowohl rumänienweiter wie auch internationaler Aufmerksamkeit.

Die deutsche Minderheit und ihre Organisation, das DFDR, schafften es, die gesetzten Aufgaben zu lösen. Große Wahlerfolge in den Lokalwahlen der Jahre 2008 und 2012 sowie herausragende Ergebnisse in den Parlamentswahlen 2008 und 2012 unterstrichen eindrucksvoll, dass das DFDR unter der Führung von Klaus Johannis und mit seinem parlamentarischen Vertreter in der rumänischen Abgeordnetenkammer, Ovidiu Ganț, ein lokal und immer stärker auch landesweit geschätzter Partner war, dem man durchaus auch größere Aufgaben zutraute.

Erfolge wie die boomartige Entwicklung Hermannstadts seit 2000 und der Status als europäische Kulturhauptstadt des Jahres 2007 hinterließen im In- und Ausland eine Visitenkarte, die die deutsche Minderheit in Rumänien, noch über ihre in Rumänien ohnehin historisch schon sehr positiv konnotierte Rolle hinaus, immer stärker zum Sympathieträger werden ließ. Durch eigene Erfolge und den EU-Beitritt Rumäniens wurden die Spielräume für die Minderheit nun auch größer. Man hatte das „Tal der Tränen“ aus Massenexodus und wirtschaftlicher Misere erfolgreich durchschritten und war zum konstruktiven und erfolgreichen gesellschaftlichen Akteur geworden.

Die Tatsache, dass all das in Rumänien möglich war, unterstreicht die europaweit beispielhaften Regelungen bezüglich nationaler Minderheiten und ihrer Rechte in Rumänien. Die in Rumänien für ethnische Minderheiten und ihre aktive Partizipation im öffentlichen Leben vorhandenen Regelungen (z. B. Parlamentsfraktion der nationalen Minderheiten, muttersprachlicher Schulunterricht, kulturelle Förderung durch das Regierungsdepartement für interethnische Beziehungen) sind beispielgebend und haben die positive Entwicklung der deutschen Minderheit als aktiver Bestandteil der rumänischen Gesellschaft ganz maßgeblich beflügelt.

Wenn man vor diesem Hintergrund das Wirken des DFDR und der deutschen Minderheit seit 1989 Revue passieren lässt und insbesondere die Entwicklung der Beziehungen zwischen dem DFDR und dem rumänischen Staat betrachtet, so wird ganz offensichtlich, dass das Ziel seiner Gründer, das Forum zu einer wirkungsvollen Stimme der

deutschen Minderheit in Rumänien gegenüber den deutschen und rumänischen Regierungen zu machen, weitgehend erreicht wurde. Je erfolgreicher das DFDR allerdings wurde, desto mehr musste es seinen Platz im politischen und gesellschaftlichen Rumänien adjustieren und sich wechselnden Gegebenheiten aktiv anpassen. Auch künftig wird eine sehr feine Sensorik für politische Rahmenbedingungen unabdingbar für eine ersprießliche Weiterentwicklung des DFDR bleiben. Obwohl es dem Forum gelungen ist, ein gewisses Maß an Unabhängigkeit zu sichern, wird es weiterhin in gewisser Weise ein fremdbestimmter Akteur im politischen Geschehen bleiben. Das DFDR muss überdies den Spagat zwischen den Erwartungen seiner Mitglieder und der rumänischen Mehrheitsbevölkerung erfolgreich ausbalancieren, ohne zum politischen Chamäleon zu werden.



Klaus Johannis trifft am 20. November 2014, einige Tage nach seiner Wahl zum rumänischen Präsidenten, die königliche Familie im Bukarester Elisabeth-Palast: (v.r.n.l.) S.M. König Michael I., I.K.H. Kronprinzessin Margareta, Klaus Johannis, S.K.H. Prinz Radu. Quelle: www.iohannispresedinte.ro

Die Geschichte der deutschen Minderheit wie auch Leistungen von Einzelpersonen aus ihrer Mitte und des DFDR seit 1989 haben der deutschen Minderheit ein überaus positives Ansehen in der heutigen rumänischen Gesellschaft verschafft. Johannis hat dazu in seinen 14 Jahren als Bürgermeister von Hermannstadt zentral beigetragen. Ab Dezember 2014 wird Klaus Johannis (100 Jahre nach dem Tod des aus Deutschland stammenden ersten Königs Rumäniens, Karl I., und je 25 Jahre nach der rumänischen Revolution und Gründung des DFDR) dieser Arbeit als Präsident ein weiteres Kapitel hinzufügen. Unter diesem Blickwinkel wird dann in der Tat „Politik zu gegenwärtiger Geschichte“ und Johannis stellvertretend für die deutsche Minderheit, deren Landesvorsitzender er zwischen 2002 und 2013 war, zu ihrem zentralen Akteur.

Dr. Josef C. Karl, Historiker und Volkswirt, lebt in Berlin. Er beschäftigt sich seit fast 15 Jahren mit der Geschichte der deutschen Minderheit in Rumänien, insbesondere ihrer Entwicklung nach 1989. Karl arbeitete einige Jahre in Bukarest, seit dieser Zeit unterrichtet er an der Technischen Universität Bukarest als Lehrbeauftragter.

Wie Siebenbürgen vom Tourismusmarketing Rumäniens profitiert

Dracula war gestern: Authentizität, Kultur und Natur sollen Besucher anlocken

Tony Krönert

„Entdecke den Garten der Karpaten“ – mit diesem Slogan wirbt Rumänien um Touristen. Nur wenige können sich mit dieser Werbebotschaft anfreunden, und doch ist sie ein deutliches Zeichen für ein verändertes Tourismusmarketing. Längst hat man erkannt, dass der Badeurlaub am Schwarzen Meer im internationalen Vergleich mit Destinationen am Mittelmeer oder in Bulgarien nicht mehr mithalten kann. Die aktuelle Strategie setzt auf einen authentischen, nachhaltigen und natürlichen Tourismus, möchte Abenteurer, Individualreisende und Naturliebhaber ansprechen, aber auch die Generation der *Best Ager*. Von dieser Ausrichtung profitiert insbesondere die Region Siebenbürgen, die auch als Transsylvanien bekannt ist.

Werbefigur Dracula verblasst

Dracula und Transsylvanien gehören untrennbar zusammen – zumindest in den Köpfen vieler Westeuropäer und Amerikaner. Noch heute sieht man Touristen, die sich mit Selfies vor der *Banca Transilvania* abbilden, während die Einheimischen hierüber nur dem Kopf schütteln können. Für einige Tourismusmanager ist die Werbefigur Dracula ein Segen: Das „Draculaschloss“ in Törzburg/Bran ist zur Wallfahrtsstätte der Vampiranhänger geworden: fast eine halbe Millionen Besucher jährlich! Massentourismus in typischer Ausprägung – mit Souvenirs wie Masken, Gebissen, T-Shirts oder Buttons sowie Imbiss- und Getränke-Ständen. Alles nur PR? Vlad Țepeș (deutsch: der Pfähler), die historische Vorlage für Bram Stokers Dracula, hat dieses Schloss wohl nie – oder nur kurz – betreten.



Souvenirstände in Schäßburg/Sighișoara locken zahlreiche Touristen an. Foto: Tony Krönert

In der Geburtsstadt von Vlad dem Pfähler, Schäßburg/Sighișoara, ist der Mythos um Dracula zwar nicht ganz so präsent wie in Törzburg, aber doch spürbar. So kann man hier den Raum besichtigen, „in dem Dracula geboren wurde“. An Souvenirständen gibt es ebenfalls

Erinnerungsstücke des berühmtesten „Vampirs“. Vor zehn Jahren sollte hier ein Dracula-Freizeitpark entstehen, was aber am Widerstand der Bürger – mit Unterstützung des britischen Thronfolgers Prinz Charles – gescheitert ist.

Die Werbefigur Dracula hat jedoch längst ausgedient. Im Destinationsmarketing Rumäniens werden nun andere Schwerpunkte gesetzt. „Für uns reicht es nicht aus, nur mittels der Dracula-Route oder anderer Routen bekannt zu sein. Wir wollen für das bekannt sein, was Rumänien zu bieten hat. Gerade deshalb möchten wir auf Kultur, ländlichen Tourismus und Authentizität setzen. Genau diese sind die Werte, die wir zurzeit fördern“, erklärte Radu Filipescu, Vorsitzender des Landesverbandes für Tourismus.

Gottes feste Burgen als neue Destination

Über 150 Kirchenburgen zeugen noch heute von der langen Geschichte der Siebenbürger Sachsen in dieser Region – doch nur wenige sind bereits touristisch erschlossen. Nach dem massenhaften Wegzug zahlreicher Mitglieder der deutschen Minderheit verfallen diese beeindruckenden Bauwerke zusehends. Einige von ihnen werden mit großzügigen Finanzmitteln aus Deutschland wieder instandgesetzt und erweisen sich als Tourismusmagneten. So zum Beispiel die Kirchenburg in Birtihalm/Biertan. Den ehemaligen Sitz des „Sachsenbischofs“ besuchen heute etwa 30.000 Touristen jährlich, viele Bewohner des Ortes leben nun vorrangig vom Tourismus, insbesondere die evangelisch-lutherische Pfarrei, die hiermit rund 90 Prozent ihrer Einnahmen erzielt.

Als Teil der Initiative „Entdecke die Seele Siebenbürgens“ wurde 2013 ein Kirchenburgenpass durch die Evangelische Kirche Rumäniens eingeführt. Diesen Pass erhalten Spender, die den Erhalt der Kirchenburgen mit 50 Lei (ca. 11 Euro) oder mehr unterstützen. Er gilt in der Tourismussaison als Eintritt für die attraktivsten Kirchen und Kirchenburgen der Region. Ziel dieser Initiative ist auch eine bessere Vermarktung aller Kirchenburgen als eine Tourismusdestination, die nationale wie internationale Gäste anlocken soll.

Vielseitig wie nie: Natur, Kultur, Events

Dracula und Kirchenburgen – nur zwei touristische Höhepunkte der Region. In den Siebenbürgischen Westkarpaten/Munții Apuseni gibt es zahlreiche Naturschönheiten, die bereits gut touristisch erschlossen sind, z. B. Tropfsteinhöhlen und beeindruckende Schluchten. Aus



Birihalm/Biertan war von 1572 bis 1867 Sitz des Bischofs der evangelischen Kirche A.B. in Siebenbürgen. Die 1993 zum UNESCO-Weltkulturerbe erklärte Kirchenburg steht auf einem Hügel inmitten des Dorfes.

Foto: Tony Krönert

der Walachei kommend kann man über die Transfoga-rascher Hochstraße/Transfăgărășan und die Transalpina nach Siebenbürgen fahren – für viele Reisende zwei der schönsten Gebirgsstraßen der Welt. Zahlreiche Burgen und Schlösser finden sich selbst an abgelegenen Orten. Ein weiteres Highlight: das Salzbergwerk Thorenburg/Salina Turda. Ein aufwendig saniertes und umgebautes Salzbergwerk, das heute zahlreiche unterirdische Aktivitäten bereithält und von der US News-Webseite „Business Insider“ als schönster unterirdischer Ort der Welt und auf Platz 22 der weltweit spektakulärsten Tourismusdestinationen eingeordnet wurde.

Die mittelalterlichen Orte wie Schäßburg, Mediasch/Mediaș oder Kronstadt/Brașov sind bereits aufwendig saniert worden und bieten Touristen ein besonderes Ambiente. Hermannstadt/Sibiu genießt als Europäische Kulturhauptstadt 2007 und Heimat des neuen rumänischen Präsidenten Klaus Johannis einen exzellenten Ruf, insbesondere in Deutschland. Mit zahlreichen Festivals und Events machen die Städte auf sich aufmerksam. Zu nennen sind hierbei das *Festivalul Internațional de Film Transilvania* in Klausenburg/Cluj-Napoca, das *Peninsula/Félsziget* Musikfestival, welches zunächst in Neumarkt am Mieresch/Târgu Mureș und seit 2013 ebenfalls in Klausenburg stattfindet, oder das *Sibiu Jazz Festival* in Hermannstadt.

Siebenbürgen profitiert vom neuen Tourismusmarketing

Die Region zeigt sich heute vielseitig wie nie: Aktivurlaub, Kulturreisen, Urlaub in der Natur oder auf dem Bauernhof oder Eventtourismus – die Region Siebenbürgen passt mustergültig zur neuen Ausrichtung des rumänischen Tourismusmarketings. Dabei bleibt sich die Region treu und setzt auf die eigenen Wurzeln – ein Erfolgsrezept.

Insgesamt verzeichnete Rumänien im Jahr 2013 insgesamt 19,3 Millionen Übernachtungen, eine leichte Verbesserung gegenüber dem Vorjahr. Etwa jeder fünfte Tourist (1,71 Millionen Besucher) kommt aus dem Ausland, vor allem aus der Europäischen Union, insbesondere aus Deutschland, Italien und Frankreich. Damit liegt der rumänische Tourismus weit hinter vergleichbaren Ländern wie Ungarn und Bulgarien, die viermal höhere Zahlen verzeichnen. In den letzten zehn Jahren konnten insbesondere die Hauptstadt Bukarest und die Region Siebenbürgen in allen Bereichen deutlich zulegen: bei der Anzahl der Übernachtungsbetriebe, der Schlafgelegenheiten, der Übernachtungen

und der Besucher. Während vor zehn Jahren noch doppelt so viele Übernachtungen in der Dobrudscha und an der Schwarzmeerküste verzeichnet wurden, hat Siebenbürgen die Küstenregion nun als meistbesuchte Region Rumäniens abgelöst. Beide Regionen verzeichnen über 4 Millionen Übernachtungen jährlich.

Die Gründe für diese Entwicklung sind vielfältig. Zum einen führen die verstärkten wirtschaftlichen Beziehungen der Region mit anderen europäischen Ländern zu einer wachsenden Anzahl an Geschäftsreisen. Zum anderen kehren zahlreiche Personen zu Verwandtschaftsbesuchen zurück. Doch es gibt noch einen Grund: die aktuelle Ausrichtung des rumänischen Tourismusmarketings. Die Strände des Schwarzen Meeres haben an Popularität verloren und können mit vergleichbaren Destinationen nicht mehr mithalten. Der rumänische Tourismus wird nun als authentisch, kulturell, natürlich, nachhaltig und gesund vermarktet. Programme wie „Ferien auf dem Lande“, „Eine Woche Kurerholung“ und „Bergferien“ rücken vor allem Siebenbürgen in den Mittelpunkt.

Neue Zielgruppe: die „Best Ager“

Als neue Zielgruppe sind auch die sogenannten *Best Ager*, die Generation 50plus, ins Blickfeld der Tourismusmanager gerückt. Der Anteil dieser Zielgruppe an den Touristen steigt aufgrund der demografischen Entwicklung in Europa immer mehr, während die Reiselust nach wie vor ungebrochen bleibt. Siebenbürgen hat für diese Zielgruppe viel zu bieten – insbesondere im Gesundheitstourismus. Vor allem Kronstadt macht sich hier derzeit einen Namen: Die Stadt „entwickelt sich zum Zentrum für den Gesundheits- und Medicaletourismus und setzt Schwerpunkte in diesen Segmenten. Hier in einer der bekanntesten Urlaubsregionen Siebenbürgens haben hervorragende staatliche und private Kliniken ihr Domizil“, schrieb zuletzt der Reisejournalist Henrik Gammarth. Die medizinische

Infrastruktur Kronstadts muss sich auch im internationalen Vergleich nicht verstecken: moderne Ausrüstung, gut ausgebildetes Personal, kürzere Wartezeiten und akzeptable Behandlungskosten. Krankenhäuser und Kliniken genießen einen sehr guten Ruf und in unmittelbarer Umgebung gibt es zudem zahlreiche Wellnessangebote, z. B. auf der Schullerau/Poiana Braşov.



Das Salzbergwerk Thorenburg/Salina Turda ist über die Landesgrenzen hinaus als spektakuläre Tourismusdestination bekannt. Foto: Tony Krönert

Zahlreiche weitere Städte Siebenbürgens bieten ebenfalls Kuren und Wellness an. Sovata im Kreis Mureş verdankt seinen internationalen Ruf als Kur- und Badeort den salzigen Seen der Umgebung, insbesondere dem Bärensee – dem größten Salzsee Europas. In Praid, nicht weit von Sovata entfernt, wartet ein besonderes Highlight des Gesundheitstourismus: Hier werden Behandlungen in einem der größten Salzbergwerke Rumäniens vorgenommen – insbesondere bei Atemwegserkrankungen. Kovasna/Covasna, die „Stadt der 1000 Quellen“, war schon in den Zeiten des Kommunismus für ihre Kurmöglichkeiten bekannt. Heute werden viele Hotelanlagen durch modernere Komplexe ersetzt, ein großes und modernes Krankenhaus mit kardiologischem Schwerpunkt wurde gebaut und ein Kur- und Behandlungszentrum ist das ganze Jahr in Betrieb. Heute gilt Kovasna wieder über die Grenzen Rumäniens hinaus als einer der besten Kurorte im Bereich der Herz- und Kreislauferkrankungen. Auch Salzburg/Ocna Sibiului ist zu erwähnen, das Erholungs- und Kuraufenthalte anbietet und ebenfalls über sehr gute Unterkünfte, einen Therapiezentrum und Wellnessangebote verfügt.

Kurz gesagt: Die Region bereitet sich zunehmend auf die Generation der *Best Ager* vor, vervollständigt ihr Angebot im Bereich Gesundheit, Wellness und Kuren und stellt somit bedeutende Weichen für die Zukunft.

Ausblick: Siebenbürgen auf einem guten Weg

Siebenbürgen hat sich nicht einem ungesunden Massentourismus verschrieben, sondern setzt auf ein stetiges und nachhaltiges Wachstum. Vom Tourismus können zahlreiche Bereiche der Gesellschaft und der Wirtschaft profitieren: Die Gemeinden erwirtschaften Einnahmen, die Bewirtungs- und Übernachtungsbetriebe erhalten

Kundschaft und können bei Bauern aus der Region Verpflegung einkaufen. Gleichzeitig wird Arbeit geschaffen und das Image verbessert. Von einem gesund wachsenden Tourismus kann Siebenbürgen nur profitieren.

Meist sind es noch Kleinigkeiten, die das Gesamtbild stören. Die Stadt Klausenburg ist 2015 die Europäische Hauptstadt der Jugend und verspricht sich durch diesen Titel wohl eine ähnliche Entwicklung wie die Europäische Kulturhauptstadt 2007 Hermannstadt. Noch gibt es aber große Unterschiede, zum Beispiel in der Betreuung von Touristen: Es fehlt an Ausschilderungen und in den aktuellen Tourismusbroschüren auf Deutsch lassen sich zahlreiche Fehler finden. Auch der Ausflug zum nahegelegenen Salzbergwerk Thorenburg erweist sich für viele Touristen als schwierig, wenn man kein Auto hat – es gibt nur einen Kleinbus, der von einem kleinen Platz in der Nähe des Zentrums abfährt; ohne die Touristeninformation ist das nicht zu finden.

Es bestehen noch Mängel in der touristischen Infrastruktur, der Öffentlichkeitsarbeit oder dem Tourismusmanagement vor Ort, die es zu verbessern gilt. Doch Siebenbürgen ist touristisch auf einem guten Weg und wählt hierbei genau das richtige Tempo, um seine Atmosphäre und seine Schätze zu erhalten. Es erfindet sich nicht neu, sondern stärkt seine Stärken und minimiert seine Schwächen. Genau dies ist wichtig, damit auch zukünftig Touristen mit dem Gefühl nach Hause reisen: ‚Wir sind als Fremde gekommen und als Freunde gegangen‘.



„Coming soon – Tourist-Info“: In der 800-Seelen-Siedlung Reichesdorf/Richiş nahe BIRTHÄLM/Biertan soll demnächst eine Touristeninformation entstehen. Wichtigste Sehenswürdigkeiten in dem siebenbürgisch-sächsischen Ort: die evangelische Kirche mit den Resten der Wehranlage. Foto: Tony Krönert

Tony Krönert, Diplom-Politikwissenschaftler und Diplom-Eventmanager, arbeitet im Bereich Qualitäts- und Veranstaltungsmanagement bei einem Verband in Berlin. Er bereiste in den letzten Jahren häufiger Rumänien und besonders die Region Siebenbürgen. Seit 2013 ist Krönert Vorstandsmitglied der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft.

Zwischen erfolgreicher Mobilisierung und ausbleibender Durchsetzungskraft

Arbeiterproteste und Gewerkschaften im postkommunistischen Rumänien

Mihai Varga

Gewerkschaften haben in rumänischen Medien einen schlechten Ruf: In den meisten Berichterstattungen mischt sich ein gewisser Zynismus gegenüber angeblich korrupten und nichts tuenden Gewerkschaftern mit dem Vorwurf, die Gewerkschaften seien unter der Kontrolle des linken politischen Spektrums, welches – vor allem die heutige Sozialdemokratische Partei, PSD – in Rumänien den Ruf hat, so etwas wie die Nachfolgeorganisation der Kommunistischen Partei zu sein. Man braucht nur an die Reaktionen in der rumänischen Presse zu denken, als die Nationale Integritätsagentur (ANI, eine rumänische Antikorruptionsbehörde) im Februar 2011 ankündigte, dass sie die Vermögenserklärungen von 15 führenden Gewerkschaftern untersucht. In Rumänien waren es vor allem hohe Mandats- und Funktionsträger – gewählte oder von gewählten Mandatsträgern ernannte hohe Beamte –, die verpflichtet waren, Einkommenserklärungen der Behörde zur Verfügung zu stellen, d.h. eine Auflistung aller Einkommensquellen und Besitztümer. Gewerkschafter sind die einzige Kategorie von Bürgern, welche nicht zum Staatsapparat gehören, die aber ebenfalls ihre Vermögenserklärungen bekannt machen müssen. Die meisten Zeitungen titelten sofort, dass die „Reichtümer“ der Gewerkschafter untersucht werden, lange bevor die ANI feststellen konnte, ob Einkommen und Besitztümer legal erworben wurden oder ob es sich überhaupt um höhere Beträge handelte. Der Ruf, den die Gewerkschaften zu Regierungszeiten der PSD hatten, wird durch eine Aussage des Staatspräsidenten Traian Băsescu am besten zum Ausdruck gebracht, der 2010 behauptete, PSD und Gewerkschaften hätten in einem „Konkubinats der Bösewichte“ gelebt.

Immer mehr Sozialwissenschaftler, die sich mit dem Schicksal der Gewerkschaften im postkommunistischen Europa beschäftigen, kommen seit etwa fünfzehn Jahren zu der Einschätzung, dass im Vergleich zu anderen Ländern rumänische Gewerkschaften in den 24 Jahren seit dem Fall des Kommunismus alles andere als untätig und irgendeiner Partei unterworfen waren: Anders als in Ungarn, der Ukraine, Russland oder der Tschechischen Republik waren die Gewerkschaften in Rumänien in den 1990er Jahren wie auch heute durchaus bereit, ihren Forderungen durch Streiks und Demonstrationen Nachdruck zu verleihen. Auch in Rumänien leisteten die meisten Regierungen Widerstand gegen die Forderungen der Gewerkschaften, vor allem, wenn es um die Ausrichtung von Marktreformenten ging, doch die Gewerkschaften waren bereit und fähig, ihre Mitglieder zu mobilisieren. Die Untersuchungen zu rumänischen Gewerkschaften, die ich im Rahmen meiner Dissertation unternommen habe, hatten genau diesen Ausgangspunkt: Die wichtigsten Forschungsfragen bezogen sich darauf, inwiefern, wie und unter welchen Bedingungen rumänische Gewerkschaften auf Unternehmensebene die Interessen ihrer Mitgliedschaft durchsetzen konnten.

In meiner Forschung versuchte ich, die Ressourcen zu identifizieren, die es rumänischen Gewerkschaften – mit relativem Erfolg – ermöglicht haben, ihre Mitglieder zu mobilisieren.

Abbildung 1 zeigt, dass, wenn man von dem Sonderfall Polens Anfang der 1990er Jahre absieht, im Vergleich zu anderen postkommunistischen Ländern in Rumänien eine deutlich höhere Beteiligung an Streiks zu verzeichnen ist. Die Beteiligung wird gemessen als Anzahl

beteiligter Personen pro 1 Million Einwohner; die Zahlen beziehen sich nur auf Herstellungsbranchen.

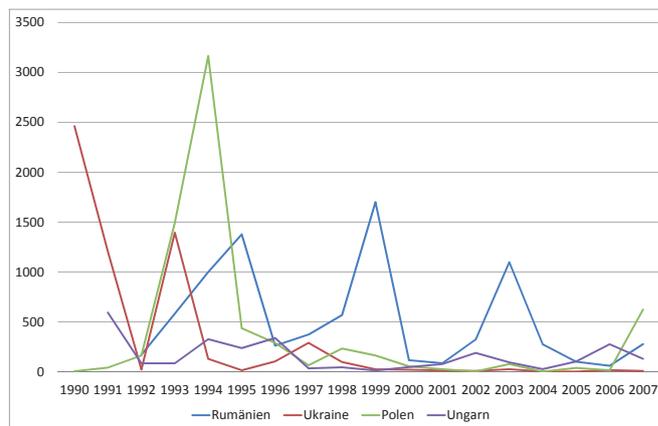


Abbildung 1: Die Beteiligung an Streiks in mehreren postkommunistischen Ländern.

Quelle: laborsta.org; Berechnungen des Autors

Es ließen sich mehrere Faktoren identifizieren, welche für diese Geschichte der erfolgreichen Mobilisierung besonders relevant waren. An erster Stelle sind die Position und die allgemeine Einstellung des rumänischen Staates gegenüber protestierenden Arbeitern zu nennen: Anders als in den postkommunistischen Ländern westlich von Rumänien war der neue rumänische Staat in den 1990er Jahren *nicht* bereit, seine Sozialausgaben zu erhöhen, um das Risiko gewerkschaftlicher Proteste zu minimieren. In den meisten so genannten Visegrad-Ländern war bereits in der Anfangsphase der Transformation die Notwendigkeit einer sozialen Abfederung der Bevölkerungsschichten, die von der Einführung der Marktwirtschaft am meisten betroffen werden, vorgesehen (vor allem in der Tschechischen Republik und in Ungarn; in

Polen geschah dies erst nach massiven Protesten der Arbeiter, meistens ohne Gewerkschaftsbeteiligung). In Rumänien und anderen Ländern auf dem Balkan hingegen befanden sich die Sozialausgaben der Staaten während der Krisenjahre in den 1990ern, als das Bruttoinlandsprodukt und die Löhne einbrachen, im freien Fall, und die Versuche der Regierungen, diese Entwicklungen zu legitimieren, wirkten wie eine Kriegserklärung an die Gewerkschaften.

Zweitens endete 1989 auch in Rumänien – anders als etwa in Russland, Weißrussland und der Ukraine – die Ära der starken Konzentration von Wohlfahrtsfunktionen auf Unternehmensebene. Die Betriebe wurden vom Staat allmählich gezwungen, vor der Privatisierung die meisten Wohlfahrtselemente - Kliniken, Kindergärten, Wohnungen usw. - an Kommunen zu übertragen, zu verkaufen oder sie zu schließen. Es gab also nach 1989 in Rumänien immer weniger „Paternalismus auf Unternehmensebene“, was für die Gewerkschaften zumindest eine wichtige Folge hatte: Es machte sie unabhängiger, da sie früher für die Verwaltung dieser Wohlfahrtsfunktionen die Verantwortung trugen. Dazu kommt auch noch, dass Arbeiter/-innen die Gewerkschaften viel eher als Verwalter dieser Objekte denn als ihre Vertreter gegenüber der Unternehmensführung wahrnahmen. In Russland oder der Ukraine erschwert auch heute noch die Präsenz solcher Wohlfahrtselemente die Aktivität der Gewerkschaften.

Drittens waren zu Beginn der 1990er Jahre in Rumänien sogenannte „Postkommunisten“ an der Macht, das heißt, Politiker, die auf eine gewisse Kontinuität mit dem kommunistischen Regime setzten. Kontinuität im Sinne der Gewerkschaften bedeutete nicht, wie im politischen rumänischen Diskurs nach 1989, eine mangelnde Bereitschaft dazu, Marktformen einzuführen, sondern vor allem die Bemühung, die Gewerkschaften durch die Erhaltung einer stark zentralisierten Gewerkschaftsorganisation zu kontrollieren. Alte und neu entstandene Gewerkschaften leisteten diesen Bemühungen Widerstand und machten mittels dieses Widerstands erste Erfahrungen mit der Mobilisierung. Später entwickelte sich aus dieser kritischen Haltung gegenüber den Postkommunisten auch eine Ablehnung gewisser Formen von Privatisierung und anderer Marktformen, wie etwa Preisliberalisierungen, was zu den ersten großen Konflikten mit den Regierungen führte.

Arbeitermobilisierungen waren erfolgreich vor allem in den 1990er Jahren und in den ersten Jahren nach 2000. Auch heute finden Mobilisierungen von Angestellten statt, erreichen aber eine landesweite Beteiligung nur noch im öffentlichen Sektor. Die Arbeiter in den Industrierwerken schließen sich sehr selten diesen Protesten an, auch wenn es um Maßnahmen geht, die sie alle betreffen – wie etwa eine Beschränkung der Rechte ihrer Gewerkschaften, verabschiedet im Mai 2011. Warum diese

Entkoppelung der Mobilisierung im öffentlichen Sektor von der in der Industrie stattgefunden hat, ist nicht schwer zu erraten: Mit der Privatisierung der Schwerindustrie wurde es für Gewerkschafter rechtlich unmöglich, die Teilnahme von Arbeitern in privatisierten Werken an Protesten gegen die Regierung zu begründen. Auch Arbeiter im Energiesektor (aus dem nur die lukrativsten Branchen wie etwa Stromversorgung privatisiert wurden, nicht aber auch Steinkohleerzeugung) oder in der noch staatlichen Eisenbahnbranche schließen sich den Mobilisierungsaufforderungen nicht mehr an, obwohl ihre Teilnahme die Regierungen unter erheblichen Druck bringen konnte. Politiker haben aber während der letzten zwei Jahrzehnte gelernt, den Gewerkschaften dieser Arbeiter selektive Zugeständnisse zu machen, sodass sich diese an Protesten – etwa gegen die Austeritätsmaßnahmen der Regierungen zu Zeiten der Weltwirtschaftskrise – nicht beteiligten. So sind es im Wesentlichen nur noch die Angestellten im Bildungs- oder Gesundheitssystem, die auf die Straße gehen. Meistens bleiben sie erfolglos, da der Staat ihre Proteste überwiegend ignorieren kann. In den letzten Jahren – also während der Regierung des Sozialdemokraten Victor Ponta (im Amt seit 2012) – wurde jedoch deutlich, dass auch die Angestellten im öffentlichen Sektor wichtige Zugeständnisse sichern können, wenn sie ihre Strategien entsprechend durchführen. So berichtet eine neuere Studie, dass Gewerkschafter im Gesundheitswesen durch eine Welle von Streiks in Krankenhäusern 2013 die Regierung dazu bringen konnten, die Haushaltsaufwendungen für Gesundheit zu erhöhen; Gewerkschafter im Bildungssektor konnten ein derartiges Ergebnis nicht erreichen, auch weil sie ihre Proteste auf eine Massendemonstration in Bukarest beschränkten.



Abbildung 2: Ruinen der Siemens-Martin-Öfen in Hunedoara, 2007. Foto: Mihai Varga

Zwischen 2007 und 2010 konnte ich elf Konflikte zwischen Arbeitern und Unternehmen untersuchen (meist mittels Archivarbeit, bei Konflikten, die vor meiner Feldforschung stattgefunden haben, aber auch mittels teilnehmender Beobachtung, als es um Konflikte ging, die währenddessen stattfanden). Diese Untersuchung ermöglichte mir weitere Einblicke in die Hintergründe und den

Verlauf von Arbeitermobilisierung in Rumänien. Zwei der in Rumänien untersuchten Unternehmen sind mehr oder weniger bekannt: die Werke *Siderurgica* in Hunedoara, die ältesten noch existierenden Stahlwerke des Landes, und *Combinatul Siderurgic Reșița* (CSR, Stahlwerk Reschitza), zu Anfang der 2000er Jahre der Schauplatz eines erbitterten Konfliktes zwischen Gewerkschaft und Unternehmen und sogar der Regierung von Adrian Năstase. Die Eigentümer der vier Werke zu den Zeiten der beschriebenen Konflikte waren russische Konzerne (*TMK* und *Mechel* in Reschitza, *Ferdinandsberg/Oțelu Roșu* und *Târgoviște*), ein amerikanisches Unternehmen, *Noble Ventures* (in der ersten Phase des Konfliktes in Reschitza), und der weltweit größte Stahlkonzern – *Arcelor Mittal* – in Hunedoara. Ich konnte untersuchen, wie und mit welchen Strategien Gewerkschaften und Arbeiter mit diesen Eigentümern umgegangen sind, um ihre Rechte und Interessen zu sichern. Aus der Darstellung der Eigentümer wird sofort offensichtlich, dass der Machtunterschied zwischen den globalisierten (und mit der rumänischen Regierung gut vernetzten) Unternehmen und den dezentralen, isolierten, lokalen Gewerkschaften extrem groß war.



Abbildung 3: Das Stahlwerk in Reschitza/Reșița.
Foto: Centpacrr, Quelle: wikipedia.org, CC BY-SA 3.0

Zu den wichtigsten Erkenntnissen gehört etwa, dass die große Kunst für Gewerkschaften darin bestand, disruptive Aktionen wie etwa Streiks, Besetzungen, Gerichtsverfahren so durchzuführen, dass sie vor allem das Management vor Ort unter Druck setzten und weniger oder gar nicht die höheren Ebenen der Unternehmensführung, um nicht eine Schließung des Standortes auszulösen. Darüber

hinaus erwiesen sich rumänische Regierungen als eher unternehmerfreundlich und damit gegen Gewerkschaften und Arbeiter eingestellt; in erster Linie geht es dabei um die PSD-Regierung von Adrian Năstase (2000–2004), was der oben aufgeführten These von einem „Konkubinat der Bösewichte“, also einer Allianz zwischen Gewerkschaften und Sozialdemokraten, stark widerspricht. Um Regierungen und Behörden in Bedrängnis zu bringen und eine Reaktion auszulösen, mussten Gewerkschaften zusätzliche Aktionen durchführen, die Regierungen oder ihre lokalen Vertreter ins Visier nahmen. Sowohl für die Mobilisierung gegen Eigentümer als auch gegen den Staat brauchten Gewerkschaften eine Arbeiterschaft, die nicht nur der Gewerkschaft vertraute und sich von ihr mobilisieren ließ, sondern sich von der Gewerkschaft auch wieder demobilisieren ließ, was wegen der Wut auf Regierung und Eigentümer viel schwieriger zu vollziehen war als die eigentliche Mobilisierung.

Als Fazit lässt sich feststellen: Die eigentliche Schwäche rumänischer Gewerkschaften – wie auch anderer Gewerkschaften in den meisten europäischen Ländern – ergibt sich aus dem Befund, dass auch in Rumänien Gewerkschaften nicht nur auf den Widerstand vonseiten der Unternehmen stoßen, wenn es um ihre Forderungen geht, sondern auch die Regierungen gegen sich haben. Auch in Rumänien gibt es keine institutionalisierte Beziehung mehr zu einer wichtigen Partei der politischen Szene, die die Forderungen von Gewerkschaften weitertragen und letztendlich vielleicht auch durchsetzen könnte. So sind auch rumänische Gewerkschaften in der komplizierten Lage, dass sie trotz Erfolgen auf Unternehmensebene ihre Forderungen eigentlich nur mittels Druck auf die politische Klasse (Regierung, Parteien) verfolgen können. Dies ist nicht unbedingt ein Rezept für Arbeiterunruhen, denn wie in anderen europäischen Ländern bleibt auch in Rumänien eine Radikalisierung von Arbeitern und Gewerkschaften aus. Jedoch lässt sich so erklären, warum Gewerkschaften die Erwartungen, die an sie geknüpft werden, allzu oft nicht erfüllen können, und warum auch in Rumänien die Gewerkschaften in den letzten 20 Jahren massiv an Unterstützung eingebüßt haben.

Dr. Mihai Varga ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Osteuropa-Institut der Freien Universität Berlin. Im Sommer 2014 erschien von ihm das Buch: Worker Protests in Post-Communist Romania and Ukraine. Striking with Tied Hands (Manchester University Press).

Über die anfängliche Nutzbarmachung eines Begriffs

Rumänien und seine Revolution

Roman Hutter

Seit dem politischen Umbruch von 1989 in Rumänien sind nun 25 Jahre vergangen. Auch wenn sich in der Auseinandersetzung mit der rumänischen Revolution seither viel verändert hat, blieb eines auf medialer und politischer Seite bis heute gleich: das viele und vielseitige Sprechen über die Revolution. So ist es auch nicht verwunderlich, dass sich die wissenschaftlichen Beiträge hierüber stetig vermehren und somit der Rezeption mehr Platz eingeräumt wird. Die Rekonstruktion der Ereignisse während des Umbruchs bleibt zwar nach wie vor zentrales Anliegen vieler Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler, doch erkennen inzwischen viele, wie sehr bereits die Rezeption, durch ihre besonderen Ausformungen, die historiographische Einordnung der Ereignisse beeinflusst. So wurden bereits zahlreiche Medienanalysen sowie Untersuchungen politischer Statements durchgeführt, um den Besonderheiten dieses Diskurses genauer nachzugehen und das heutige Bild über die Rumänische Revolution besser nachvollziehen zu können.

Über eine korrekte Einordnung der Ereignisse vom Dezember 1989 in Rumänien wird vor allem auf politischer Seite in Rumänien bis heute diskutiert, wobei eine Spaltung innerhalb der Erinnerungskultur bereits in den ersten Tagen nach dem Umbruch zu verorten ist. Um diese und auch weitere Streitpunkte in der Auseinandersetzung *Revoluție sau lovitură de stat?* (Revolution oder Staatsstreich) verstehen zu können, ist es deshalb wichtig, den Anfang dieser politischen Auseinandersetzung genauer unter die Lupe zu nehmen. Denn die Unklarheiten darüber, ob es bei dem, was sich 1989 zugetragen hat, denn um eine Revolution, einen Putsch oder gar eine Mischung aus beidem handelte, kann und soll durch die Analyse und den Vergleich mit allgemeinen Begriffsdefinitionen erörtert werden. Doch für ein tiefergehendes Verständnis über die Entstehung und Entwicklung dieser Fragestellung muss am Beginn der öffentlichen politischen Auseinandersetzung angesetzt werden, und zwar beim Ringen um die Deutungshoheit der Ereignisse in den ersten Jahren der Transformationszeit. Bei näherer Betrachtung wird sehr schnell klar, dass die immer wieder gestellte Frage, „Revolution oder Putsch?“ bereits eine Reaktion auf die politische Instrumentalisierung des Revolutionsbegriffs war.

Die historiographische Analyse des Sprechens über die Revolution in den Anfängen der Transformationszeit gibt Aufschluss darüber, welche Absichten die Sprecher mit ihrer gewählten Ausdrucksweise verfolgten und welche Auswirkungen die zielgerichteten Revolutionsdarstellungen auf die damals stattfindenden Debatten sowie die späteren Auseinandersetzungen über die Rumänische Revolution und deren Rezeption hatten.

Elitenkontinuität und Legitimationsbestrebungen

Eine neue und zugleich alte Elite versuchte von Beginn, tonangebend in der Auseinandersetzung um den politischen Umbruch von 1989 zu sein und sie maßgeblich mitzubestimmen. Dahinter stand die Absicht, eine an ihre Vorstellungen angepasste Definition des

Revolutionsbegriffs zu etablieren. Die damaligen Machthaber wussten genau, welche politische und historische Bedeutung dem Begriff „Revolution“ anhaftete. Da er meist eher positiv konnotiert wurde und dadurch für so genannte Revolutionäre einen fast schon ideologisch legitimierten Machtanspruch bedeutete, versuchten die Postkommunisten den Begriff für sich zu beanspruchen. Daher war es entscheidend, in welchem Kontext der Begriff „Revolution“ gestellt und in welchem Zusammenhang er diskutiert wurde. Also kurz gefasst: Die Deutungshoheit innerhalb der Revolutionsrezeption war mit ausschlaggebend für den politischen Erfolg und dessen Legitimation.



Ion Iliescu (Mitte) während des Umbruchs im Dezember 1989 im Rumänischen Fernsehen. Iliescu war von Dezember 1989 bis 1996 sowie von 2000 bis 2004 rumänischer Staatspräsident.

Quelle: www.comunismulinromania.ro

So war es für die *Frontul Salvării Naționale* (FSN, Front der Nationalen Rettung) – der Organisation, die nach dem Sturz von Nicolae Ceaușescu die Macht in Rumänien übernahm – und ganz besonders für Ion Iliescu – der von der FSN zum vorläufigen Staatspräsidenten ernannt wurde – wichtig, ihre Ideen einer Revolution über die Medien zu verbreiten. Da diese Version der

Revolution weite Teile der Bevölkerung nicht miteinschloss, sondern viel eher Feindbilder produzierte, fühlten sich viele Rumäninnen und Rumänen ihrer Revolution bestohlen und sahen sich veranlasst, gegen diese Form der Instrumentalisierung zu protestieren. Ausschlaggebend für die Problematisierung dieser Revolutionsdarstellung war die Kontrollübernahme ehemaliger hoher kommunistischer Parteifunktionäre, die aufgrund der Elitenkontinuität einen klaren ideologischen Bruch mit dem alten Regime verhinderten und durch ihren politischen Kurs die Transformation des Landes nachhaltig prägten. Die wechselseitige Abhängigkeit von Revolutionsrezeption und Legitimationsbestrebungen kann besonders in Hinblick auf die Elitenkontinuität erklärt werden, denn über das Bild der „Retter der Revolution“ und die Betonung der Alternativlosigkeit sowie der vermeintlich unersetzlichen Kompetenzen der neuen Machthaber sollte diese Form des Systemwechsels legitimiert werden.

Das Gefühl des *Bestohlenwerdens*, das durch Protestbewegungen der Opposition zum Ausdruck gebracht wurde, wurde schlussendlich durch ihre gewaltsame Niederschlagung im Frühling 1990 durch die Postkommunisten verstärkt. Der Faktor Gewalt wurde somit nicht nur zu einem Teilaspekt, der Rumänien innerhalb der Umbrüche 1989 eine Sonderrolle einnehmen lässt und die wissenschaftliche Begriffsdebatte bestimmt, sondern auch zu einem prägenden (Erinnerungs-)Element für die rumänische Gesellschaft.



„Mineriade“ 1990 am Victoria-Palast, dem Sitz des rumänischen Premierministers. Als „Mineriaden“ (Singular „mineriada“, Plural „mineriade“ von rumänisch „miner“ = Bergmann) werden sechs gewaltsame Protestaktionen bezeichnet, die in den 1990er Jahren in Bukarest überwiegend von Bergarbeitern aus dem Schil-Tal (Valea Jiului) durchgeführt wurden. Foto: Cristian Chirita. Quelle: wikipedia.org/CC BY-SA 3.0

Das Sprechen über die Revolution

Konzentriert man sich auf Printmedien und politische Buchpublikationen der ersten Jahre nach dem Umbruch wird sehr schnell klar, dass die Argumentation der Postkommunisten bestimmten Mustern folgt und einer Rechtfertigung des eigenen Handelns verpflichtet

ist. In der Zeitung *Azi. Cotidian al Frontului Salvării Naționale*, der Parteizeitung der FSN, wurde ab April 1990 ein weiteres Instrument für die Verbreitung der Interpretation des Umbruchs gefunden, die den Leserinnen und Lesern auf polarisierende Art und Weise eine vermeintlich objektive Sicht der Dinge zu präsentieren vorgab, diese jedoch durch gezielte Formulierungen in den politischen Streit um die Revolution mit hineinzog.



Dumitru Mazilu, Kritiker des Ceaușescu-Regimes, Ion Iliescu, späterer Staatspräsident, und Petre Roman (v.l.n.r.) am 23. Dezember 1989 in Bukarest. Roman hatte das Amt des rumänischen Premierministers vom 26. Dezember 1989 bis zum 26. September 1991 inne. Er trat nach den „Mineriaden“, den gewalttätigen Bergarbeiterunruhen in der rumänischen Hauptstadt, von seinem Amt zurück.

Foto: Daniel Mazilu. Quelle: wikipedia.org/CC BY-SA 3.0

Die Revolutionsdarstellung der Postkommunisten war von Beginn an an Ion Iliescu angepasst und darauf ausgelegt, seine Person sowie die Parteipolitik der FSN mitsamt ihrer Geschichte an eine Erfolgsstory der Revolution zu koppeln. Durch die Betonung, dass es sich bei der Wählerschaft der FSN um die wahren Träger dieser Revolution handeln würde, wurden diese in die Konstruktion miteinbezogen, die das Eingreifen der FSN am 22. Dezember 1989 mit den gewonnenen Wahlen am 20. Mai 1990 verband. Ziel dieser Instrumentalisierung war es, die Kritik der Opposition an der postkommunistischen Führung und ihrer Revolutionsrezeption gleichzeitig auch auf ihre Anhängerschaft zu übertragen. Auf diese Weise erzeugte man eine Spaltung des öffentlichen Revolutionsverständnisses und damit der Erinnerungskultur in Rumänien, was zusätzlich durch die Berufung der verschiedenen politischen Lager auf die ebenfalls sehr unterschiedlichen Parolen der Demonstranten vom Dezember 1989 forciert wurde. Schlagworte wurden zu Wegweisern erklärt, die später für die jeweiligen parteipolitischen Zwecke instrumentalisiert wurden.

Obwohl sich auch die Gruppe um Ion Iliescu bereits Anfang der 1990er Jahre teilte und Petre Roman, erster rumänischer Premierminister nach 1989, einen etwas anderen politischen Kurs einschlug, was eine weitere Interpretation des Umbruchs mit sich brachte, konnte

Iliescu durch seine bis dahin bereits dominante Stellung innerhalb der postkommunistischen Erinnerungspolitik das Revolutionsgedenken für sich behaupten.

Ion Iliescus Revolutionsdarstellung

Der Legitimationsdruck auf den damaligen Präsidenten wurde jedoch dadurch nicht geringer. Aufgrund der nun auch aus ehemaligen Parteikreisen kommenden Kritik wie auch dem immer noch anhaltenden oppositionellen und internationalen Druck wurde es für Ion Iliescu wichtig, auch mittels Publikationen, die in mehrere Sprachen übersetzt wurden, die an seine Biografie angepasste Revolutionsdarstellung weiterzuführen. Dies kommt vor allem in seinem Buch „Aufbruch nach Europa. Rumänien – Revolution und Reform 1984 bis 1994“ zum Ausdruck, in dem Iliescu die Notwendigkeit und Spontaneität seines Handelns während des Umbruchs betont. Darin führt er als zentrale legitimierende Punkte auch seine Kompetenz, seine von ihm konstruierte Widerstandsgeschichte sowie die Bestätigung seiner Entscheidungen durch die Wahlen im Mai 1990 an, um die politische Machtergreifung sowie seine Handlungen nach dem Umbruch zu legitimieren.

Ein weiteres Merkmal seiner Rechtfertigungsversuche ist die Umkehrung der Täter-Opfer-Zuschreibung, wobei er den Verschwörungsbegriff im Zusammenhang mit seiner Person sehr wohl hervorhebt, um seine wichtige Rolle innerhalb der Ereignisse nicht zu schmälern, jedoch wendet er in der Folge denselben Vorwurf auf seine Kritiker an, was gleichzeitig eine zentrale Konstante innerhalb der Revolutionsrezeption der Postkommunisten darstellt.

Besonders prägnant für seine Revolutionsdarstellung sowie seine Legitimationsbestrebungen ist das Argument, dass es ohne ihn erst gar keine Revolution gegeben hätte, da es sich lediglich um einen Volksaufstand gehandelt habe, der erst durch die Lenkung der neuen Machthaber zu einer Revolution wurde. Diese positive Zuschreibung einer politischen Lenkung einer Revolution lässt sich, neben vielen anderen Parallelen des Revolutionsverständnisses, auch bei Gorbatschow und Lenin wiederfinden, was Iliescus ideologische Prägung deutlich macht und sein daran angepasstes Handeln während und nach dem Umbruch 1989 von einer weiteren Perspektive aus erklärt. Die Analyse der ideologisch geprägten Wortwahl und Ausdrucksweise Iliescus zeigt somit sehr klar, dass sich bei der damaligen postkommunistischen Führung eine Kontinuität autoritären Denkens erkennen lässt.

Erinnern an die Revolution

Die politische Instrumentalisierung des Revolutionsbegriffs in den postkommunistischen Medien, Ion Iliescus Gleichstellung seiner Biographie mit der Revolution und

eine Koppelung mit den umstrittenen Wahlen von 1990, inszeniert als das Ergebnis einer Revolution, führten zu einer Propagierung eines Revolutionsverständnisses, mit dem sich viele Rumäninnen und Rumänen nicht identifizieren konnten. Die Spaltung innerhalb der Erinnerungskultur, welche bereits von Peter Ulrich Weiß erkannt und genauer erörtert wurde, ist somit nicht nur als Kritik an den teils inszenierten Ereignissen von 1989, sondern auch als Kritik an der Instrumentalisierung des Revolutionsbegriffs durch die Postkommunisten zu verstehen. Möchte man also den Unklarheiten über die Rumänische Revolution auf die Spur kommen, so führt kein Weg an der anfänglichen politischen Debatte vorbei.



Auf Transparenten solidarisieren sich Berliner am 23. Dezember 1989 mit dem rumänischen Volk: „Ceașescu ist weg! Berlin grüßt Rumänien!“ Foto: Hubert Link. Quelle: Bundesarchiv, Bild 183-1989-1223-006 / CC-BY-SA 3.0

Abschließend ist festzuhalten, dass Politiker, die sich auf den Revolutionsbegriff berufen, immer einen Bezugspunkt in der Geschichte suchen, der Tradition und Legitimation vermitteln soll. Durch den historischen Kontext, in den der Revolutionsbegriff eingebettet ist, wird der „Fall Rumänien“ zu einem spannenden Untersuchungsfeld innerhalb des allgemeinen Revolutions- und Legitimationsdiskurses und eröffnet Fragen des politischen Umgangs mit Geschichte und Identifikation sowie mit den damit in Verbindung stehenden Begrifflichkeiten. Es bleibt also zu hoffen, dass die bisherigen Untersuchungen nur einen Anfang innerhalb dieser Auseinandersetzung darstellen und das Potenzial einer umfassenderen Analyse, das vor allem in der Diskursforschung gegeben wäre, erkannt und genutzt wird.

Roman Hutter studierte Osteuropäische Geschichte; seit 2013 ist er wissenschaftlicher Mitarbeiter am Ludwig Boltzmann Institut für Geschichte und Theorie der Biographie in Wien. Demnächst erscheint von ihm im Berliner Frank & Timme Verlag: „Revolution und Legitimation. Die politische Instrumentalisierung des Umbruchs 1989 durch die Postkommunisten in Rumänien“.

„Entjudung“ – ein braunes Kapitel der Evangelischen Landeskirche in Rumänien

Dirk Schuster

Der Einfluss der Ideologie des Nationalsozialismus auf die deutschsprachigen Bewohner Rumäniens in den 1930er und 1940er Jahren ist bis heute ein kontrovers diskutiertes Thema. Waren es nur wenige Überzeugte, die Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben verführten? Oder war die Mehrheit der Menschen selbst von den rassistischen Ideen Hitlers überzeugt und vollzog freiwillig die Unterordnung gegenüber der Mitte 1940 installierten Volksgruppenführung von Andreas Schmidt? Derartige Kontroversen dürften dem interessierten Leser durchaus bekannt sein. Hingegen ist die Rolle der Kirchen für diese Zeit bisher kaum durch die Forschung in den Fokus gerückt worden.

Der Blick auf das Dritte Reich zeigt, dass vor allem die protestantischen Kirchen ein wenig ruhmreiches Bild gegenüber den neuen Machthabern im Braunhemd abgaben. Viele Kirchenführer unterstützten die NS-affinen Deutschen Christen, die eine Symbiose von Protestantismus und Nationalsozialismus anstrebten. Und die lange Zeit postulierte Gegnerschaft der Bekennenden Kirche gegen das NS-Regime wurde durch die Wissenschaft der letzten Jahrzehnte ebenso relativiert. Richtet man sein Augenmerk auf die Evangelische Landeskirche Augsburgischer Bekenntnisses (A.B.) in Rumänien, so lässt sich festhalten, dass man auch dort versuchte, die NS-Ideologie in die Kirchenlehre einzufügen. Der aus heutiger Perspektive traurige Höhepunkt dieser Entwicklung stellte zweifelsohne die 1941 erfolgte Gründung einer Außenstelle des „Institutes zur Erforschung und Beseitigung des jüdischen Einflusses auf das deutsche kirchliche Leben“ in Hermannstadt/Sibiu dar.

Die Deutschen Christen im Dritten Reich gründeten 1939 dieses „Entjudungsinstitut“, welches unter Mitarbeit namhafter Professoren und einer großen Anzahl von Pfarrern versuchte, das Christentum zu „entjuden“. Jesus galt mithilfe vermeintlicher wissenschaftlicher Beweisführungen als rassistischer Nicht-Jude, als erster Antisemit überhaupt, es erschien ein von jüdischen Begrifflichkeiten gereinigtes Gesangbuch sowie eine „entjudete“ Bibel, letztere in einer Auflage von 200.000 Exemplaren, wobei die Nachfrage weitaus höher war.

Für die Evangelische Landeskirche A.B. in Rumänien verfügte 1941 der neugewählte Bischof Wilhelm Staedel, seines Zeichens selbst glühender Anhänger der Deutschen Christen, dass nur noch jene „entjudete“ Bibel für den Gottesdienst und den Konfirmandenunterricht zu benutzen sei. Bei seiner feierlichen Amtseinführung las Staedel selbst aus dieser Bibel, die Jesus als den größten Feind der Juden darstellte und in der die Verfasser gängige NS-Begrifflichkeiten einbauten. Staedel und seine Anhänger begnügten sich indes nicht damit, nur das Material jenes „Entjudungsinstitutes“ für ihre Landeskirche zu benutzen, sie gründeten zusätzlich eine eigene Außenstelle dieses Institutes in Hermannstadt. Es ist nicht überliefert, wer die Gründung dieser Institution vorantrieb.

Aber aufgrund der geistigen wie auch personellen Verbindungen, die Bischof Staedel zu den Deutschen Christen pflegte, dürfte er einen entscheidenden Anteil daran gehabt haben, dass sich die Landeskirche einer inneren „Volkswerdung“ unter antisemitischen Vorzeichen verschrieb. Das Ziel, welches Staedel und die anderen Kirchenführer verfolgten, war eindeutig: Sie wollten einen Beitrag zur „Lösung der Judenfrage“ in ihrer eigenen Landeskirche liefern. Weil die Kommunikations- und Reiseeinschränkungen, die der Krieg mit sich brachten, einen Austausch mit dem „Mutterinstitut“ in Eisenach ohnehin vor Schwierigkeiten stellten, konnte die Landeskirche mit einer eigenen Außenstelle in Siebenbürgen am effektivsten die „Lösung der Judenfrage“ in ihrem Machtbereich vorantreiben.

Hierfür organisierte man unter Leitung der Pfarrer Andreas Scheiner und Ekkehard Lebouton mehrere Arbeitstagen, an denen bis zu 40 Personen teilnahmen. Vor dem Hintergrund von Einberufungen zum Wehrdienst und den zunehmenden Reisebeschränkungen stellte dies eine beachtliche Anzahl dar und zeugt von der breiten Zustimmung innerhalb der Pfarrer- und Lehrerschaft für derartige Ideen. Ziel sollte es nach Scheiner sein, ein „judenfreies“ Christentum in einem „judenfreien“ deutschen Lebensraum zu erschaffen, wofür als Erstes der schulische Religionsunterricht zu reformieren sei. Die Mitte 1942 vorgestellte Lehrplanreform basierte letztendlich auf den Ausarbeitungen jener Außenstelle des „Entjudungsinstitutes“ und orientierte sich an Vorarbeiten der Deutschen Christen aus dem Dritten Reich. Leider sind die Akten jener Hermannstädter Außenstelle bis heute nicht auffindbar, doch lässt sich bereits feststellen, dass die Bereitschaft zur Mitarbeit an dem kirchlichen „Entjudungsprojekt“ durchaus stark war, was sich an den relativ hohen Teilnehmerzahlen der Arbeitstagen ablesen lässt. Es entstanden zusätzlich Schriften, die einerseits Hitler und dem Nationalsozialismus einen göttlichen Auftrag zuschrieben, weshalb negative Äußerungen zu der Aufnahme völkischer Ideen in die kirchliche Lehre als Ablehnung des göttlichen Willens angesehen wurden. Andererseits beschworen die Publikationen einen schädlichen jüdischen Einfluss auf die Kirche in den letzten Jahrhunderten. Und weil Hitler im gesellschaftlichen

Bereich bereits die „Lösung der Judenfrage“ vorangetrieben habe, so die Verfasser, müsse nun auch die Kirche ihren Beitrag leisten und die letzten jüdischen Einflüsse in ihrem eigenen Wirkungsbereich beseitigen.

Staedel und seine siebenbürgisch-sächsischen Deutschen Christen beließen es indes nicht nur bei einer „Entjudung“ ihrer eigenen Kirche und des Religionsunterrichtes. Die SS fragte mitten im Krieg an, ob nicht zuverlässige Pfarrer für die religiöse Betreuung von deutschen Neusiedlern im Generalgouvernement bereit stünden. Eine solche Anfrage verdeutlicht, dass die Landeskirche bei den staatlichen Stellen des Dritten Reiches durchaus als linientreu galt. Nachweislich gehörte ein Teil der in das Generalgouvernement entsandten Pfarrer gleichzeitig jener „Entjudungsaußenstelle“ in Hermannstadt an. Staedel schickte dementsprechend seine, aus ideologischer Perspektive betrachtet, besten Männer in dieses Gebiet, die bei der „Germanisierung“ des vormaligen Polens helfen sollten.

Gleiches lässt sich für das von deutschen und rumänischen Truppen eroberte Transnistrien belegen. Zur religiösen Betreuung der dort noch ansässigen deutschsprachigen Siedler schickte Staedel mehrfach Pfarrer in die Region. Sie sollten den Menschen vor Ort nach den Worten des Bischofs „die Kunde von der wunderbaren Wiedergeburt des deutschen Volkes“ sowie dem Retter Adolf Hitler verkünden. Einmal mehr stellten Mitglieder der Außenstelle einen Teil jener Pfarrer, die unter den deutschsprachigen Siedlern Transnistriens eine „völkische“ Mission betrieben. Über ihre Erfahrungen referierten sie anschließend auf den Arbeitstagen und berichteten vom „jüdisch-bolschewistischen Untermenschentum“, welches sie in Transnistrien angetroffen hätten.

Man sollte aus heutiger Perspektive indes nicht den Fehler begehen, derartige Entwicklungen allein auf Staedel und seine Mitstreiter zu beschränken. Bereits seit Anfang der 1930er Jahre formulierten Pfarrer aus Siebenbürgen rassistisches Gedankengut innerhalb der *Kirchlichen Blätter*, jener Zeitschrift der Evangelischen Landeskirche. Ebenso finden sich beispielsweise rassistisch argumentierende Beiträge in der Zeitschrift der deutschsprachigen evangelischen Gemeinde in Bukarest zu Beginn des Ersten Weltkrieges, wohlgemerkt 1914.

Die *Selbstnazifizierung* der Evangelischen Landeskirche A.B. in Rumänien war ein schleichender Prozess, der nicht erst mit der Installation der Volksgruppenführung einsetzte. Die enge Verbindung von *Deutschsein*, der Vorstellung eines gemeinsamen Volksgedankens sowie der Zugehörigkeit zum Protestantismus als identitätsstiftendes Merkmal begünstigten die zunehmende Akzeptanz von rassistischen Ideen und Antisemitismus durch die Siebenbürger Sachsen und deren Kirche. Der Identitätswandel von sächsisch und lutherisch hin zu deutsch und völkisch-protestantistisch begann bereits in

den 1920er Jahren innerhalb der siebenbürgisch-sächsischen Gesellschaft. Bischof Wilhelm Staedel war auch kein bloßer Erfüllungsgehilfe der Volksgruppenführung, sondern hatte bereits Mitte der 1930er Jahre eine nicht zu unterschätzende Anhängerschaft bei Lehrern und Pfarrern. Ebenso fand das braune Gedankengut, welches der Bischof und die Mitarbeiter der „Entjudungsaußenstelle“ verkündeten, durchaus Resonanz in Teilen des Kirchenvolkes. Noch für die Zeit nach Kriegsende ist der Fall belegt, dass ein vormaliges Mitglied jener Außenstelle weiterhin die „entjudete“ Bibel für seine Predigten nutzte. Und die neue Kirchenleitung schaffte es aufgrund des Widerstandes der Gemeinde nicht, diesen Pfarrer aufgrund seiner antisemitischen Haltung und des vormaligen Engagements für die Außenstelle abzusetzen.

Ohne Zweifel blieb die Breitenwirkung derartiger völkischer Christentumsideen beschränkt. Die Außenstelle in Hermannstadt existierte lediglich drei Jahre, von 1941 bis 1944. Ebenso haben die kriegsbedingten Armeeeinberufungen und der daraus resultierende Pfarrermangel sowie die zusätzliche Entsendung von Geistlichen nach Transnistrien und in das Generalgouvernement eine tiefgreifende Verbreitung jenes „entjudeten“ Christentums innerhalb der Gemeinden verhindert. Andererseits formulierte sich kaum inhaltliche Kritik an Staedels Programm.

Die Kritik, wenn sie denn überhaupt vorkam, richtete sich gegen Staedels Unterordnung gegenüber der Volksgruppenführung. Dies war indes keine Schwäche oder Abhängigkeit des neuen Bischofs gegenüber der Führung der Deutschen in Rumänien. Eine solche Unterordnung entsprach genau den religiösen Vorstellungen der Deutschen Christen aus dem Dritten Reich. Das Gleiche lässt sich für die 1941 erfolgte Übergabe der kirchlichen Schulen an die Volksgruppenführung feststellen. Die Deutschen Christen lehnten von Anbeginn jedes kirchliche Schulwesen ab, denn Bildung gehörte nach ihrer Auffassung allein in die Hände des nationalsozialistischen Staates. Lediglich für die Erteilung des Religionsunterrichtes sollten sich die Kirchen noch verantwortlich zeigen. Staedel und seine Mitstreiter waren demzufolge keineswegs Marionetten der Volksgruppenführung, sondern setzten das deutsch-christliche Programm konsequent in die Tat um. Beim Vergleich mit jenen Landeskirchen im Dritten Reich, die unter deutsch-christlicher Herrschaft standen, wird deutlich, dass nirgendwo derart konsequent deutsch-christliches Gedankengut in Politik, Struktur und Lehre einer Landeskirche umgesetzt wurde, wie in der Evangelischen Landeskirche A.B. in Rumänien.

Dirk Schuster ist wissenschaftlicher Mitarbeiter am Institut für Jüdische Studien und Religionswissenschaft der Universität Potsdam. Sein Forschungsschwerpunkt liegt auf der Geschichte protestantischer Landeskirchen im Dritten Reich und in Siebenbürgen.

Tätigkeitsbericht 2014

Hermine-Sofia Untch

Im Laufe des Jahres 2014 haben fünf Vorstandssitzungen und eine Mitgliederversammlung am 28. November stattgefunden. Anders als in den Vorjahren konnte dieses Mal die Versammlung nicht im Rumänischen Kulturinstitut ausgerichtet werden, sondern in kleinerem Rahmen im Restaurant „Leonhardt“. Einleitend berichtete Christof Kaiser über den Stand der Planung für die Studienreise 2015 in die Dobrudscha. 2014 standen keine Vorstandswahlen an. Im Berichtsjahr 2014 sind folgende Arbeitsbereiche der DRG fortgeführt worden:

Homepage und Facebook

Die Homepage der Gesellschaft (verantwortlich Natalia Toma) war wie gewohnt eine verlässliche Informationsquelle sowohl für eigene Veranstaltungen als auch aktuelle Presseberichte zum Thema Rumänien aus dem politischen, kulturellen und sozialen Bereich.

Mit insgesamt 166 Beiträgen seit Beginn des Jahres informierte die Facebookseite der DRG (verantwortlich: Tony Krönert) über interessante Veranstaltungen, Artikel und sonstige Beiträge. Die Zahl der „Gefällt mir“-Angaben für die Seite stieg seit Beginn des Jahres von 130 auf 278 Likes.

Deutsch-Rumänische Hefte (DRH)

Die Sommerausgabe der DRH von 2014 hatte eine Auflage von 600 Exemplaren. Aufgrund der großen Nachfrage wurde die Auflage der Winterausgabe unserer Zeitschrift auf 700 Exemplare erhöht. Die DRH wurden im vierten Jahr unter der Leitung von Dr. Josef Sallanz herausgegeben. Das Lektorat der Zeitschrift besorgten Jörn Henrik Kopfmann, Dr. Silvia Machein, Kirsty Otto und Marianne Theil; Brigitta-Ulrike Goelsdorf war zuständig für Satz und Layout der DRH.

Jour Fixe

Im Berichtsjahr haben wie im Vorjahr insgesamt dreizehn Jour-Fixe-Veranstaltungen stattgefunden, allesamt unter dem engagierten und ideenreichen Management von Marianne Theil.

Januar: Dr. Karla Engelhard (Wien, Bukarest): „Politischer Ausblick auf Rumänien im Jahr 2014. Veränderungen? Fortschritte? Altbekannte Probleme? Neue Herausforderungen?“ Die ARD-Korrespondentin in Wien mit u. a. dem Berichtsgebiet Rumänien wagte einen Ausblick auf das Wahljahr 2014.

Februar: Dr. Annette Schorb und Roman Gühr (Deutsch-Weißkirch/Viscri): „Nur mit Bildung lässt sich Armut wirksam bekämpfen – Sozialarbeit und Hilfe zur Selbsthilfe in Viscri“. Lichtbildvortrag und Diskussion. Schorb und Gühr berichteten über ihre Arbeit der letzten 16 Jahre in

dem abgelegenen Dorf in Siebenbürgen, wo sie eine Reihe sozialer Projekte entwickelten. Heute leben dort Roma, Rumänen, einige wenige Siebenbürger Sachsen und zugezogene Deutsche nach dem Prinzip „Hilfe zur Selbsthilfe“ miteinander und bemühen sich, den Ort aus der postkommunistischen Lethargie heraus zu reißen.

Februar: PD Dr. Mariana Hausleitner (Berlin): „Die Donauschwaben im rumänischen und serbischen Banat 1918 bis 1948“. Buchvorstellung und Auftakt der „Jour Fixe“ zum Ersten und Zweiten Weltkrieg. Die Historikerin und Expertin für die Geschichte Südosteuropas im Faschismus des 20. Jahrhunderts stellte ihre neueste Forschungsarbeit zum politisch-sozialen Verhalten der Schwaben im rumänischen und serbischen Banat im Zeitraum von 1918 bis 1948 vor.

März: Dagmar Dusil (Bamberg): „Wie die Jahre verletzen.“ Lesung aus der Sammlung ihrer Kurzgeschichten musikalisch begleitet von den Cellisten Cătălin Ilea und Constantin Siepermann. Die in Hermannstadt geborene und aufgewachsene Autorin schildert in ihrer Prosa traumatische Kindheitseindrücke der Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg.

April: Melanie Zagrean (Berlin) und Vlad Petri (Bukarest): „Umweltaktivisten, Straßenproteste, Bürgerinitiativen. ‚Rumänien wacht auf!‘“ Videos, Vortrag, Diskussion. Von den westeuropäischen Medien kaum registriert, gehören Demonstrationen und Protestaktionen inzwischen zum rumänischen Alltag. Die beiden Journalisten zeigten ein Video über Straßenproteste in Bukarest und diskutierten über die Entstehung einer Bürgerbewegung, die sich gegen eine Vielzahl von Missständen wendet.

Mai: Prof. Dr. Manuela Boatcă (Berlin): „Wie weit östlich ist Osteuropa?“ Vortrag und Diskussion in Kooperation mit dem Rumänischen Kulturinstitut Berlin. Nach dem Ende von Sowjetunion und Warschauer Pakt ist der politisch gemeinte Begriff „Osteuropa“ überholt. Vom negativ aufgeladenen „Osten“ wollen sich Balkanstaaten wie Rumänien abgrenzen. Geschichte, Religion, der zivilisatorische Beitrag werden herangezogen, um eine (west)europäische Identität zu schaffen. Die Aushandlung der europäischen Identität Rumäniens, so die These von Boatcă, erstreckt sich „aufgrund des verspäteten EU-Beitritts und des kürzlich wieder vertagten Schengen-Beitritts bis in die Gegenwart“. Wie sich die Verfestigung von bestehenden Stereotypen und Vorurteilen auf Rolle und Status Rumäniens in der EU auswirkt, wurde anhand aktueller Beispiele diskutiert.

Mai: Dr. Meinolf Arens (München): „‘Last der Vielfalt?’ – Minderheiten in Rumänien. Eine Bilanz 25 Jahre nach der rumänischen Revolution“. Lichtbildvortrag und Diskussion in Kooperation mit der Deutsch-Ungarischen Gesellschaft. Seit die Deutschen nach 1989 aus dem Banat und Siebenbürgen fast gänzlich ausgewanderten, sind

Ungarn und Roma die größten Minderheiten Rumäniens. Im Parlament sind die Ungarn die stimmstärkste und unruhigste Minderheitengruppe. Der Historiker schilderte die Wurzeln des wieder aufflammenden rumänisch-ungarischen Konflikts und die politischen Tendenzen anderer Minderheiten.

Juni: Prof. Dr. Jürgen Angelow (Potsdam): „Rumänien im Ersten Weltkrieg – Kriegsbeteiligung, Kriegsende, Kriegsgewinn“. Vortrag und Diskussion. Der Historiker analysierte Kriegsverlauf und -ergebnis aus militärhistorischer Perspektive.

September: Dipl. Ing. Rudolf Gräf (Temeswar/Timișoara): „Giebel, Erker, Zinnen, Türmchen: Die Architektur der ‚Roma-Paläste‘ in Rumänien“. Lichtbildvortrag und Diskussion in Kooperation mit der Berliner Architektenkammer. Gräf deutete die außergewöhnliche und exotische Baukultur wohlhabender Roma, die sich seit 1989 in ganz Rumänien entwickelt hat, als eine „kulturelle Ausdrucksweise, die in direkter Verbindung zur ethnischen Identität, zum sozialen Kontext und zur erlebten Geschichte steht“.

September: Karsten D. Voigt (Berlin) im Gespräch mit Dr. Laura Popescu (Bukarest): „Rumänien, die Republik Moldau und die Ukraine-Krise. Erkenntnisse und Ergebnisse einer Informationsreise“. Der langjährige außenpolitische Sprecher der SPD-Fraktion im Deutschen Bundestag diskutierte mit der Leiterin der Europa-Abteilung im Rumänischen Außenministerium, wie sich die aktuelle und täglich verändernde Ukraine-Krise auf die Nachbarländer Rumänien und Moldau und den jahrelangen Transnistrien-Konflikt auswirken und welche Folgen diese Auseinandersetzungen für die Zukunft beider Länder haben könnten.

Oktober: Prof. Dr. Radu Preda (Klausenburg/Cluj-Napoca, Bukarest): „25 Jahre nach der Revolution: ‚Erinnerung als ethischer Maßstab.‘ Orthodoxe Kirche und Staat in Rumänien“. Vortrag und Diskussion. Der orthodoxe Theologe und Leiter des von der rumänischen Regierung finanzierten Forschungsinstituts zur Aufklärung der kommunistischen Verbrechen und für das Gedenken an das rumänische Exil plädierte dafür, Erinnerung nicht auf Gedenkorte und Gedenktage zu beschränken. Es gehe darum, das Wissen um die Vergangenheit und mögliche eigene Verstrickungen als Teil der eigenen Identität zu begreifen, die man nicht verdrängen dürfe.

November: Sebastian Bethge (Trappold/Apold): „Trappold – Neues Leben in der alten Kirchenburg“. Lichtbildvortrag und Diskussion. Der gebürtige Berliner und gelernte Schreiner berichtete, wie auf seine Initiative hin in zehnjähriger mühevoller Arbeit die Kirchenburg Trappold für touristische Zwecke restauriert und zu einem Jugend- und Kulturzentrum ausgebaut wird.

November: Dr. Hildrun Glass (München): „Der 23. August 1944 und die Deutsche Gesandtschaft in Bukarest. Das faschistische Rumänien wechselt auf die Seite der Sowjetunion“. Vortrag und Diskussion. In ihrem zweiteiligen Vortrag behandelte die Historikerin zunächst die Vorgänge in der Deutschen Gesandtschaft in Bukarest in der Zeit um den 23. August 1944, um dann auf persönliche Schicksale einzelner diplomatischer Vertreter und

die archivarische Hinterlassenschaft der Deutschen Gesandtschaft einzugehen.

Dezember: Prof. Dr. Wilfried Heller (Göttingen) und William Totok (Berlin): „Von ‚Horea‘ zu ‚Hans‘. Anlässlich des 25. Jahrestages der rumänischen Revolution: Das Treiben der Securitate Rumäniens im Spiegel zweier Akten“. Vortrag, Buchvorstellung, Diskussion. Zunächst erläuterte William Totok Arbeit und Aufbau des Systems Securitate und sprach über die jetzt für alle Betroffenen geöffneten Securitate-Archive. Dann stellte unser Beiratsmitglied sein Buch „Von ‚Horea‘ zu ‚Hans‘“ vor, in dem er seine persönlichen Erfahrungen mit dem rumänischen Geheimdienst während seiner Forschungsaufenthalte in den 1970er und 1980er Jahren aufarbeitet.

Andere Veranstaltungen

Tagung zum Thema „Rumänische Roma in Berlin: Immer Fremde oder bald Berliner? Zur Praxis der Integration von Europas größter ethnischer Minderheit“ am 12. Mai 2014 im Europäischen Haus Berlin. 165 Teilnehmer/innen informierten sich über die Situation rumänischer Roma in Berlin und die Integrationsbemühungen von Politik, Verwaltung und Zivilgesellschaft. Der Schwerpunkt lag auf den Themen „Wohnen und Arbeiten sowie Schule und Bildung“. Jedem der Schwerpunkte wurde ein Podium gewidmet, auf dem Fachleute ihre Praxiserfahrungen einbrachten. Eröffnet wurde die Veranstaltung durch den Vortrag von Dr. Franziska Giffey, Bezirksstadträtin für Bildung, Schule, Kultur und Sport von Berlin-Neukölln. Dr. Giffey stellte u.a. die Ergebnisse des 4. Roma-Statusberichts des Bezirkes Neukölln vor, der an diesem Tag erschienen war.

Verschiedenes

Zu aktuellen, Rumänien und rumänische Staatsbürger betreffenden politischen Fragen hat die DRG in zwei Presseerklärungen Stellung genommen. Am 6. Januar 2014 wurde eine Pressemitteilung zur „Armutszuwanderung“ und zur „Arbeitnehmerfreizügigkeit“ aus Rumänien und Bulgarien verschickt, am 17. November 2014 eine Erklärung zum Ausgang der Präsidentschaftswahl in Rumänien.

Die DRG unterstützte das Projekt „Growing Roots“ mit einem Zuschuss von 300 Euro. Drei Studierende des Masterstudiengangs Osteuropastudien der Freien Universität Berlin haben im Rahmen dieses Projekts ökologische Protestformen in Rumänien untersucht. Die Ergebnisse sollen im Rahmen eines Jour Fixe im Jahr 2015 vorgestellt werden.

Die Berliner Evangelische Johann-Sebastian-Bach-Kirchengemeinde hat 2014 erneut 700 Euro für die Temeswarer Stiftung „Speranța“ gespendet. Diese Spende wurde an „Speranța“ weitergeleitet.

Mitgliederentwicklung

Am 31. Dezember 2014 hatte die DRG 90 Mitglieder, Ende 2013 waren es 83 Mitglieder. Neun Personen sind neu beigetreten, zwei Personen sind ausgeschieden.

Aus dem Gedichtband „Joc secund“

Nebenspiel

Ion Barbu

„... ne fût-ce que pour vous en donner l'idée.“
Stéphane Mallarmé (Villiers)

[Der Stunde abgewonnen ...]

Der Stunde abgewonnen die Tiefe dieser Gipfelstille,
Die durch den Spiegel dem erlösten Azur verfiel,
Sie kerbt über dem Ertrinken der Herden als roher Wille
In den Gruppen des Wassers ein reineres Nebenspiel.

Latenter Nadir! Der Dichter hebt das Heer
Verstreuter Harfen, das sich im Umkehrflug verliert
Und das Lied wird leis und verborgen wie allein im Meer,
Wenn es Medusen unter grünen Glocken reflektiert.

Klangfarbe

Die geteilte Klage mal leis, mal lauter spielen sie,
Der schlaffe Dudelsack, die Flöte am Wegrand auf der
Heide ...

Doch den Stein im Gebet, das Entblößen der Erde
Und die unterm Himmel verlobte Woge, werden sie's
sagen – wie?

Es wäre ein geräumiges Lied vonnöten, weit
Wie das Seidenrauschen der Salzmeere;
Oder im Garten Eden das Lob der Engelschöre,
Wenn sich aus Mannesrippe Evas Hauch befreit.

Gestalt*

Verrinnen soll er nicht und entgleiten
Der Geist, den sie in sich zwang,
Zu weißen Hostien soll sie ihn leiten:
Ihre Kindheit verflog so bang.

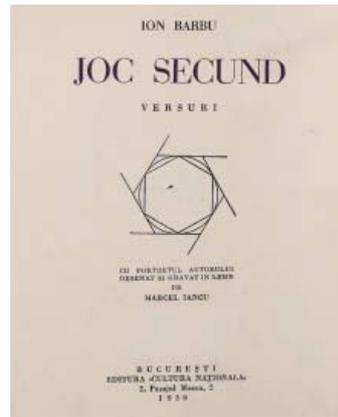
Schwere Alltagssonnen brannten
Unterm Rand, am Morgen klangen sie leicht;
Und Wolken, die vergeblich rannten
Und all die Berge, die sie schon erreicht,

Stiegen mit den Seen zu fahnden
Nach der zwanzig Jahre Pracht.
Sie sahn aus Uhren, die nicht schlagen
– Aus der Zeit, mit kaltem Schwert gemacht.

Der Ertrunkene

Fremder Blitz, lass diesen tiefen Stein zerfallen;
Ihr wachsamem Täler, stecht mir zum Fernrohr einen Tag!
Mir, Sklaven des Atlantik, schwingend nach Korallen,
Gebaut aus Felsenstaub, bekrönt mit Tangbelag.

Ein Stamm, mit morschem Astwerk, absturzbereit,
Und wieder Äste, eine hölzerne Schlangenzucht,
Peitscht die Wogen, spaltet grüne Zungen, befreit
Gezisch und Giftgezahl in die blaue Bucht.



Die Erstausgabe des
Gedichtbandes „Joc secund“
[Nebenspiel] von Ion Barbu
erschien 1930 im Bukarester
Verlag „Cultura Națională“.

Modus

Du reißt dich mit den Fresken vom Gemäuer,
Und folgst dem Klang der Türme jener Flecken,
Verlässt die Stadt des Steins, geläutert
Vom Gnadentau, brennend auf den Blöcken.

Oh, späte Stirnen, vertikale Stunden!
Einzigem Himmel, die Zeit. Die Dimension, zwei;
Und die Seele unrein, dem Feuer verbunden,
Das Auge, ein Winkel und die Welt – neu.

– Hoch im Wind geknickt, lass mich ausstrecken
Oh, du schönstes Gras, ich will dich loben.
Wolken ballen sich über diesem Höllenflecken!
Ich geh durchs kühle Tal; die Stunde wartet oben.

Abendsäume

Das Pendel des Wassers, das still und allgemein,
Lag in Niederland unter einer Glasschicht.
Meer von Abendsternen, Tal im bitteren Schein;
Auch der Krebs weichte schal sein Phosphorlicht.

Ein Gedanke, von Strahlen und Krümmung erbracht
(Sei du das unabweisbare Goldgewicht!)
Öffnete das Äußerste der Nebelkammer sacht
Und staunend bis zu Gottes Sicht.

Stern der Hymne

„Solche Abende, heißt es,
kehren von weither zurück.“
Mateiu I. Caragiale
(„Die Könige vom Alten Hof“)

Fluss, eingesperrt in homogenem
Himmel, archaische *Butter*, vom gelobten Abend,
Den Blumen abgetropft in Bethlehem,
Als die toten Garden auferstanden.

Tragen soll ich – den blassen Finger in Strahlen getaucht –
Eine Knospe, ruhig, rar und jung
Durch Wechselfrost, durch Zinkgesträuch
Zu den liegenden Felsen: zu ihrer Erfreung.

Begleitete Seele

Das sanfte Mineralland ist dem Horizont abgewonnen.
– Ring und Berg, gepanzertes Dunstgras.
Der Verwelkung, bloß diese sehr verschwommen –
Blasse Fackel, zur Enthüllung des gelegten Blaus.

Lügen, Lichter! Entkommen, bloß die Heilige, wie eine
Nonne,
– Verbrannt ihre Trauer; die Stirn, von der Mitra
umkreist,
Badend in Drăgaicas** zweifachen, wässrigen Sonne
Den runden, flachen, rüben gleichen Geist.

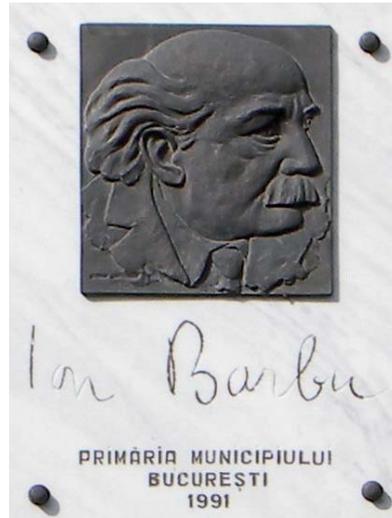
* Unter dem ursprünglichen Titel „Für Monica (wenn sie größer wird)“ widmete Ion Barbu das Gedicht Monica Lovinescu, der Tochter des Literaturkritikers, -theoretikers und -historikers Eugen Lovinescu, Entdecker von Barbu, aus Anlass ihrer Volljährigkeit (damals mit 20 Jahren).

** Drăgaica: Der Ernte gewidmetes Volksfest am 24. Juni (= Sonnenwende).

Ungezeugt

Mit den *Stufen* offenbart sich das Fest
Des heiligen Spiels in Hoffnung, vom Sund,
Über Steine: der gleiche Untergang, gehst
Geleugneten Tälern kriechend am Grund.

Dein Herz hängt an Zeiten, die kommen
Wie Schlangen, um die Musik rotiert,
Zweimal um den Sonnenapfel gesponnen
In Zeigern entbrannt – und eingraviert.



Gedenktafel am Wohnhaus von Ion Barbu in der Bukarester Strada Carol Davila nr. 8.
Foto: Miehs

Der rumänische Mathematiker und Schriftsteller Dan Barbilian wurde am 19. März 1895 in Câmpulung-Muscel (Kreis Argeș) geboren. Seine schriftstellerischen Werke veröffentlichte Barbilian unter dem Pseudonym Ion Barbu. Neben der Lektüre Baudelaires inspirierten insbesondere sein Studienaufenthalt in Göttingen und seine Reisen ins Rheinland Barbus Dichtung. Barbu gilt heute als einer der bedeutendsten rumänischen Lyriker der Zwischenkriegszeit. Nach Erscheinen seines Gedichtbandes „Joc secund“ [Nebenspiel] 1930 widmete sich Barbilian ausschließlich nur noch der Mathematik. Dan Barbilian starb am 11. August 1961 in Bukarest. Zum 120. Geburtstag Ion Barbus liegt nun der gesamte Gedichtzyklus „Joc secund“ in deutscher Sprache vor. Ein erster Teil der Gedichte aus diesem Band erschien in deutscher Übersetzung in DRH 1/2014.

– Übersetzung von Julia Schiff und Robert Schiff.

Würdigung zum 65. Geburtstag von Prof. Dr. Dr. h.c. Wolfgang Dahmen

La mulți ani!

Johannes Kramer

Wolfgang Dahmen stammt aus einer Düsseldorfer Beamtenfamilie, die ihn weltoffen erzogen hat. So hat er mit seinen Eltern schon als Gymnasiast eine Kreuzfahrt ins östliche Mittelmeer unternommen, mit beispielsweise dem unwiederholbaren Erlebnis einer Besichtigung des noch zwischen Israel und Jordanien geteilten Jerusalems. Zweifellos haben diese und andere Reisen seinen Studienwunsch beflügelt, bei dem zunächst die Geografie den Ausschlag gab – und da man bei uns, wenn das Berufsziel Studienrat ist, zwei Fächer studieren muss, war Französisch oder vornehmer ausgedrückt Romanistik das Zweitfach. Natürlich ist jedem Rheinländer der alte und natürlich mit einer tüchtigen Prise Humor ausgelebte Antagonismus zwischen Düsseldorf und Köln geläufig, aber die Wahl des Studienortes war für den Abiturienten Wolfgang klar: Köln! Die Universität Düsseldorf war nicht diskutabel, weil sie ihre symbolische Gründung erst 1966 erlebte und Anfang der 1970er Jahre noch in barackenhafte Provisorien über die ganze Stadt verteilt war.

Wenn man Fächer studiert, für die man sich wirklich begeistert, hatte man Anfang der 1990er Jahre einen guten Zeitpunkt, einen Kairós, erwischt. Man merkte bereits, dass die Universität für jedes Spezialinteresse etwas zu bieten hatte und genügend Freiheit im Studienverlauf bot, um etwas davon mitzunehmen, aber die Verkrustungen von Massenfächern waren zumindest in Köln noch nicht angekommen. Bei so einer schön blühenden Orchidee der Romanistik sind wir beiden uns, wenn ich mich recht erinnere, zum ersten Male begegnet. Das Alltagsbrot der Romanistik war das Neufranzösische, nach meiner Erinnerung ziemlich konventionell und also langweilig, aber es gab ja Spielwiesen wie das Altfranzösische, wo Opa Rech die Lebenswelt der Wikingerzeit lebendig machte, oder eben das Rumänische. Durch eine Vereinbarung zwischen der Bundesrepublik Deutschland und der Sozialistischen Republik Rumänien war in Köln, mit parallelen Lehraufträgen in Aachen, Bonn und Düsseldorf, ein rumänisches Lektorat eingerichtet worden („ABCD-

Lektorat“), das von Nordrhein-Westfalen finanziert wurde, aber mit „volkseigenem“ Personal aus Rumänien besetzt war – das waren anders als die französischen oder italienischen Lektoren erfahrene Fachwissenschaftler, die drei Jahre lang den Versuchungen des Kapitalismus ausgesetzt wurden. Für Ballou war das Rumänische wohl zunächst die Gelegenheit, etwas Exotik ins Studium zu bringen. Ich hatte mich schon in der Schulzeit für diese Sprache als einzigem romanischem Idiom einer Nation auf dem Wege zum Sozialismus interessiert. Bei den Lektoren konnte man tatsächlich so etwas wie wissenschaftliche Rumänistik betreiben und zugleich seine sprachlichen Fähigkeiten ausweiten, außerdem wichtige Klassiker lesen. So haben wir mit der „Miorița“ und mit Ion Creangă's „Amintiri din copilărie“ unsere damals noch bescheidenen Rumänischkenntnisse unter der Leitung des Lektors Pompiliu Marcea aufgebessert. Er war ein auf Ioan

Slavici spezialisierter Literaturprofessor, ein Bauernsohn aus Colibași in Oltenien, der dem kommunistischen Regime alles zu verdanken hatte – und dann vom ihm umgebracht wurde, weil er sich vorm *Conducător* Nicolae Ceaușescu gegen das Plattmachen seines Heimatdorfes engagiert hatte. Aber davon war natürlich noch keine Rede, als er uns Anfang der 1970er Jahre gründlich in die rumänische Literaturgeschichte einführte. Er war es auch, der uns die Teilnahme an einer romanistischen



Prof. Dr. Dr. h.c. Wolfgang Dahmen inmitten der Gäste der Festveranstaltung zu seinem 65. Geburtstag am 23. Januar 2015 im Senatssaal der Friedrich-Schiller-Universität Jena. Foto: © Ioana Nechiti und Thede Kahl

Ans Studentenleben robbte man sich damals allmählich heran, indem man zunächst von zu Hause an den Studienort fuhr; so ergoss sich um 8.50 Uhr der Inhalt eines ganzen Zuges voller Düsseldorfer Studenten in den Bahnhof Köln Süd, um dann in den folgenden Jahren in Kölner Studentenheimen Fuß zu fassen. Das taten natürlich auch Ballou, wie er von Vertrauten genannt wird, und manche Angehörige seiner Clique, und viele der dort vergnüglich ausgelebten Verbindungen haben bis heute gehalten.

Exkursion nach Rumänien ermöglichte, mit einer fürchterlich lauten russischen Propellermaschine, die eigentlich in Klausenburg/Cluj hätte zwischenlanden müssen, aber mit Rückenwind dann doch im Direktflug Bukarest erreichte. Die eigentlichen Organisatoren waren die Freiburger Romanisten unter Paul Miron, der schon damals auf die Unterstützung seiner späteren Frau und Nachfolgerin Elsa Lüder rechnen konnte, und es nahmen beispielsweise Wilhelm Theodor Elwert und Hans-Martin Gauger teil. Die Kölner Gruppe bestand neben Pompilius Marcea aus Christian Wentzlaff-Eggebert, Günter Berger, den beiden Kramers – und aus Wolfgang Dahmen. Diese Reise war geprägt durch allerlei Missgeschicke, die zeit- und landestypisch waren: Die rumänischen Organisatoren meinten beispielsweise, dass eine *mașină modernă și puternică*, wie sie uns die Universitätsverwaltung zur Verfügung gestellt hatte, die fünfhundert Kilometer lange Strecke zwischen Bukarest und Iași in drei Stunden zurücklegen könne, weswegen wir in Bukarest alle Zeit der Welt hatten und erst abends um sechs losfuhren und erstaunlicherweise nachts gegen drei in Iași ankamen, wo uns noch Festreden und eine üppige Mahlzeit erwarteten, die natürlich absolviert werden mussten. Wolfgang Dahmen und die Kramers waren sich schnell sehr sympathisch, wir lebten unsere Spottlust aus, zu der der entwickelte Sozialismus Rumäniens jede Gelegenheit bot, und wir bekamen auch den einen oder anderen Einblick in die Welt der etablierten deutschen Professoren, die damals bei aller Jovialität merklich vom Rest der Menschheit getrennt waren: Der eine konnte beispielsweise sangesfreudig auswendig den Inhalt der Mundorgel absingen, der andere berichtete zu fortgeschrittener Stunde nach Absingen der „Giovinezza“, wie man als Italienischdolmetscher für Adolf Hitler den Weltkrieg überstanden hatte, der dritte war in seinem Innenleben nicht *mămăligă*-resistent und drängte sich an der Toilette seines höheren Ranges wegen gewiss vor. Nachdem Wolfgang Dahmen herausbekommen hatte, dass die französische Konversationsfähigkeit des Romanistikassistenten Johannes Kramer durchaus dunkle Streifen aufwies und er beispielsweise *valise* durch den hübschen Germanismus *coffre* ersetzte, war jeder Schatten rangmäßiger Unterschiede völlig wegewischt. Inzwischen wissen wir beide, dass Kenntnisse in der Romanistik und praktische Sprachfähigkeit durchaus nicht unbedingt Synonyme sein müssen.

Immerhin, unsere praktischen Fähigkeiten im Rumänischen wurden durch einen einmonatigen Sommerkurs in Bukarest, im Elite-Studentenheim Grozăvești, gefördert, anlässlich dessen 40 Studierende aus der Bundesrepublik in die rumänische Sprache und Literatur eingeführt wurden. Der Lernerfolg sprach durchaus für diesen Kurs, freilich nicht nur bezüglich der linguistischen Seite, sondern auch bezüglich der Lebensbedingungen im entwickelten Sozialismus: Wir wurden in der Mensa mit so reichlichen Portionen bedacht, dass jeder Teile der Mahlzeit zurückgehen ließ – der Slogan *capitalistul mănâncă mult* stimmte nicht so ganz; als wir dann aber bemerkten,

dass sich rumänische Studenten auf unsere angelegenen Tablett stürzten, um die Reste zu verzehren, erschien die *egalitate* der neuen Ordnung plötzlich in einem ganz anderen Licht, und Orwells Dictum *all men are equal, but some are more equal* präsentierte sich in einem neuen rumänischen Licht.



Freudestrahlend nimmt Prof. Dr. Dr. h.c. Wolfgang Dahmen (r.) von Prof. Dr. Thede Kahl die von ihm, Prof. Dr. Johannes Kramer und Prof. Dr. Elton Prifti herausgegebene Festschrift „*Romanica et Balcanica. Wolfgang Dahmen zum 65. Geburtstag*“ (AVM-Edition, München 2015) entgegen. Foto: Elton Prifti

Der Ernst des Lebens holte uns nach den rumänischen Sommerkurerfahrungen bald wieder ein. Irgendwann muss man auch an akademische Prüfungen denken, die den Studienabschluss markieren. Wolfgang Dahmen und ich hatten damals schon erste Expeditionen zu den Istromänen, Meglenorumänen und Aromunen unternommen, Wolfgang Dahmen hatte schon erste Aufsätze in diesem Themenbereich geschrieben, und da hätte es natürlich nahe gelegen, das Romanistikstudium mit einer Arbeit zu diesen süddanubischen Mundarten des Balkanromanischen zu krönen. Das ging leider aus zwei Gründen nicht: Erstens war der normale Abschluss das Staatsexamen, und das ging nur in Französisch, Italienisch oder Spanisch. Zweitens lag Rumänisch außerhalb des akzeptablen Fächerkanons. So schrieb Wolfgang Dahmen bei Hans Dieter Bork eine ganz normale Arbeit zur französischen Dialektologie, zur dialektalen Situation Zentralfrankreichs auf Grund der Daten des „Atlas linguistique et ethnographique du Centre“. Dieses Normalthema hat, soweit man das von außen beurteilen kann, weit weniger Begeisterung hervorgerufen, als das rumänische Mundarten hätten tun können, und man kann verstehen, dass andere Gegenstände sich immer wieder in der Vordergrund drängten, von Arbeiten zu Tache Papahagi und Gustav Weigand über onomastische Studien zum Aromunischen bis zu den Berichten über die Forschungsfahrten zu den Aromunen, und eine Zeit lang gab es sogar die Gefahr, dass aus dem Romanisten Wolfgang Dahmen der Sportjournalist Wolfgang Dahmen beim Westdeutschen Rundfunk werden konnte. Immerhin, 1983 war es endlich so weit, dass die Dissertation erschien, und es wurde ihr die seltene Auszeichnung zuteil, 1985 in einer französischen Version erscheinen zu können.

Abgeschlossen wurde das Dissertationsverfahren schon nicht mehr in der heimatlichen Atmosphäre *vum helli-je Kölle*, sondern in Bamberg, wohin Annegret Bollée, die frühere Assistentin von Hans-Dieter Bork, Wolfgang Dahmen als Mitarbeiter mitgenommen hatte. Auf ihn warteten dort die normalen Assistentenpflichten, aber auch eine bemerkenswerte, von seiner Chefin nie in Frage gestellte Forschungsfreiheit, die es ermöglichte, die persönlichen Interessen zum Schwerpunkt der Themenstellung zu machen. In rascher Folge konnten so weitere Arbeiten zum Aromunischen, zur Onomastik der süddanubischen Varietäten, zum Bündnerromanischen, zum Italoromanischen, zum Sprachkontakt und zur Wissenschaftsgeschichte erscheinen.

Anton Sterbling

Balkanimpressionen

für Wolfgang Dahmen zum 65. Geburtstag

*Schau von den Bergen,
schau in die Bücher,
die vergilbten.*

*Sieh' den Flug der Schwalben,
das Silbengewirr, den Widerhall
in den Brunnen.*

*Die Schafe, die sanften Gedanken,
die vorbei zieh'n,
nicht ohne Hunde.*

*Noch fehlen die Flöten,
das abendliche Gebet der Hirten,
die Reime.*

*Doch hörst Du die Sprachen,
die fast verschollenen,
im Dämmerlicht.*

Forschung besteht aber nicht nur im Schreiben von Aufsätzen, sondern auch im Bereitstellen von Möglichkeiten, die Tätigkeiten verschiedener Wissenschaftler unter einem Dach zu vereinigen. Die 1970er Jahre waren in Deutschland geprägt von einer gewissen Stagnation: Die alten Schulen mit prägenden Richtungsgebern existierten noch in ihren Ausläufern, neue Ansätze wie der Strukturalismus und die generative Transformationsgrammatik konnten in der Romanistik nicht wirklich Fuß fassen, und nicht methodisch gebundene, neuen Ansätzen gegenüber offene und gleichzeitig traditionsbewusste Strömungen hatten nicht wirklich ein Forum. Günter Holtus, damals an der Universität Mainz tätig, hat als Erster versucht, im Wintersemester 1983/1984 das Vakuum durch eine Vortragsreihe über rumänische Sprache und Literatur zu füllen, in der das Duo Dahmen/Kramer

in drei Beiträgen das Aromunische, das Istrorumänische und das Meglenorumänische vorstellte. Im Rahmen von nachvorträglichem Zusammensitzen in der *Taberna Academica* brüteten die vier Vortragsreihenteilnehmer Wolfgang Dahmen, Günter Holtus, Johannes Kramer und Michael Metzeltin eine Idee aus, wie man eine Vortragsreihe ins Leben rufen könnte, ohne viel Ressourcen zu haben, denn niemand war Direktor eines großen Seminars mit viel geldlichen Mitteln: Wir planten, jeweils im Wintersemester an jeweils einem Tätigkeitsort zwei Vorträge zu einem vorher vereinbarten Thema durchzuführen; die Kolloquiumsorganisatoren suchten es einzurichten, jeweils zu den Veranstaltungen zu fahren, sodass die vier Organisatoren immer anwesend waren und mitdiskutieren konnten. Anschließend wurden die Vorträge in einer Reihe im Gunter Narr Verlag veröffentlicht. Die Idee eines solchen „rollenden Kolloquiums“ war Mitte der 1980er Jahre so phantastisch, das ihr sicher niemand ein langes Leben zugetraut hätte, aber doch: Sie funktioniert bis heute. Das „Romanistische Kolloquium“ hat im Laufe seiner Geschichte je nach Thema verschiedene Mitveranstalter kooptiert, bis sich mit Wolfgang Schweickard und Otto Winkelmann ab 1992 zwei weitere Teilnehmer des Mainzer Kolloquiums von 1983/1984 als ständige Mitorganisatoren einpendelten; 2002 fand das letzte „rollende Kolloquium“ statt, weil sich inzwischen herausgestellt hatte, dass ein zweitägiges festes Kolloquium am Arbeitsort eines der Mitveranstalter besser funktionierte. Das „Romanistische Kolloquium“ ist inzwischen eine feste Größe in der Romanistik, und es ist sicher ein Beleg für die Wichtigkeit des Rumänischen in der traditionellen Romanistik, dass es aus einer rumänistischen Veranstaltung hervorgegangen ist. Inzwischen ziehen sich die alten Veranstalter, wie es normal ist, allmählich aus dem Geschäft zurück; fünf neue Veranstalterinnen – die Romanistik ändert bekanntlich nicht nur ihre Interessengebiete, sondern auch ihre geschlechtliche Prägung – und ein neuer Veranstalter werden in Zukunft den Karren weiterziehen. Dass aber sechs Romanisten 25 Jahre konfliktfrei einem Unternehmen treu geblieben sind, das im Grunde aus einer Bierlaune entstanden ist, das ist sicherlich ein einmaliges Ereignis, und daran hat Wolfgang Dahmen mit seinem ausgleichenden Temperament einen großen Anteil.

Eine akademische Karriere setzte am Anfang der 1990er Jahre mehr als heute eine Habilitation voraus. Wolfgang Dahmen hatte zunächst wenig Lust, sich diesem ja auch erniedrigenden Ritual zu unterziehen, bei dem einem die Mächtigen nochmal zeigen, dass sie die Mächtigen sind, bevor man gnädig in ihren Kreis aufgenommen wird. Die äußeren Umstände machten jedoch alle Bedenken obsolet: Jeder wusste, dass eine bedeutende Umgestaltung der deutschen Universitätslandschaft anstand, denn die DDR-Strukturen wurden gnadenlos abgewickelt und der Stempel der westdeutschen Universität wurde *tel quel* dem Osten aufgedrückt. Wenn man da mithalten wollte, musste man halt dem westdeutschen

Usus folgen, also habilitiert sein. Inzwischen war ich als Professor in Siegen tätig, Wolfgang Dahmen vertrat die Romanistik seit 1990 in Zwickau; beide nahmen wir vom 6. bis 11. April 1992 am 20. *Congrès International de Linguistique et Philologie Romanes* teil, und da wir keine große Lust hatten, eine Woche im nicht gerade vom romanischen Geist beflügelten Zürich zu verbringen, entschlossen wir uns, von Heidelberg aus, wo ich damals wohnte, täglich hin und zurück zu fahren. Auf diesen Fahrten, die unser Eisenbahnerherz enorm begeisterten, hatten wir natürlich Zeit, dies und das zu erörtern, unter anderem auch die weitere Karriereplanung von Wolfgang Dahmen, und irgendwo zwischen Basel und Zürich hatten wir einen gemeinsamen Geistesblitz: In Siegen gab es damals – anders als im traditionsbewussten Bamberg – schon den Typ der kumulativen Habilitation. Der Weg von der Idee zur Tat war kurz: Im Sommersemester 1993 habilitierte sich Wolfgang Dahmen im Fachbereich 3 der Universität-Gesamthochschule Siegen, und der Startplatz im Wettrennen um die ostdeutschen Professuren konnte bezogen werden.

Freilich führte der Weg wider alles Erwarten nicht nach Zwickau, dessen universitäre Träume bald ausgeträumt waren, sondern nach Jena, wo man das bemerkenswerte Experiment wagte, allen Zweigen der Romanistik eine Heimstätte zu verschaffen; man plante also eine Professur für Rumänisch, eine unerprobte Neuerung. Das lief naturgemäß auf Wolfgang Dahmen zu, und so vertritt er seit 1995 dieses Fach an der thüringischen Universität, wobei in diesem Spezialgebiet die sonst in der Romanistik heute übliche Diversifizierung zwischen Sprach- und Literaturwissenschaft fehlt: Der Lehrstuhl vertritt – wie in der Urzeit der Romanistik – beide Fachteile, dazu noch Landeskunde und andere anverwandte Disziplinen.

Über diese Periode will ich mich nicht weiter auslassen. Also nur eine generelle Bemerkung: Wenn man die Entwicklung von außen betrachtet, muss man feststellen, dass im Laufe der Zeit die romanistische Prägung der Rumänistik generell schwächer wurde, während sich die balkanologische Ausrichtung – Anschluss an andere Balkansprachen und Verstärkung der geschichtswissenschaftlich-politologischen Anteile – verstärkte. Diese Tendenzen sind einerseits ganz pragmatisch aus den veränderten Interessen, vor allem Berufsinteressen, der Studierenden zu erklären, andererseits sind auch die Gewichtsverlagerungen in der deutschen Romanistik – Betonung der Westromania mit Spanisch als Galionsfigur, Abwendung von der Ostromania – zu beachten. Für diesen *Balkanological turn* war Wolfgang Dahmen natürlich die ideale Besetzung, und unser alter Anschluss an Gustav Weigands Einbeziehung des Rumänischen

in die Gemeinsamkeit der Sprachen des Balkans trug Früchte, von denen 1976 bei der Neubelebung des *Balkan-Archivs* nicht im Traum die Rede sein konnte. Die Neuausrichtung der Rumänistik in Jena hat bemerkenswerte Früchte getragen: Das im Oktober 2006 aus der Taufe gehobene und üppig geförderte Graduiertenkolleg 1412, „Kulturelle Orientierungen und gesellschaftliche Ordnungsstrukturen in Südosteuropa“, wäre ohne den Einsatz und die balkanologische Orientierung von Wolfgang Dahmen nicht entstanden und hätte ohne seine konzilianter und kompromissorientierter Führungsfähigkeiten nicht gedeihen können, aber natürlich sieht man an diesem Graduiertenkolleg auch, dass der philologische Faktor dabei weniger im Vordergrund steht, als das bei rein rumänistischen Projekten im vorigen Jahrhundert der Fall gewesen wäre. Jena hat 1995 jedenfalls die richtige Wahl getroffen, um eine deutsche Rumänistik für das 21. Jahrhundert aus der Taufe zu heben!



*Die jüngsten Gratulanten auf der Festveranstaltung.
Foto: Elton Prifti*

Jetzt wartet man natürlich gespannt auf den nächsten Höhepunkt der Rumänistik, den Wolfgang Dahmen zusammen mit dem bewährten rumänischen Kollegen Eugen Munteanu aus Iași und mit internationalen Mitarbeitern aus allen Feldern der Rumänistik vorbereitet: Ein „Manuel de linguistique roumaine“, was so etwas wie eine *Summa linguisticae Walachicae* darstellen wird, die für einige Jahrzehnte das Orientierungswerk für alle Fragen der rumänischen Sprachwissenschaft sein wird. Dafür wünschen wir dem Jubilar weiter guten Erfolg, oder auf Albanisch *udh'e mbarë* „erfolgreichen Weg“, wie es Gustav Weigand 1925 seinem *Balkan-Archiv* wünschte.

Prof. Dr. Johannes Kramer lehrt und forscht an der Universität Trier. Vorliegender Text ist eine leicht gekürzte Fassung seiner Laudatio zum 65. Geburtstag von Prof. Dr. Dr. h.c. Wolfgang Dahmen gehalten auf der Festveranstaltung am 23. Januar 2015 im Senatssaal der Friedrich-Schiller-Universität Jena.

Richard Wagner holt die Geschichte Mitteleuropas in die Gegenwart

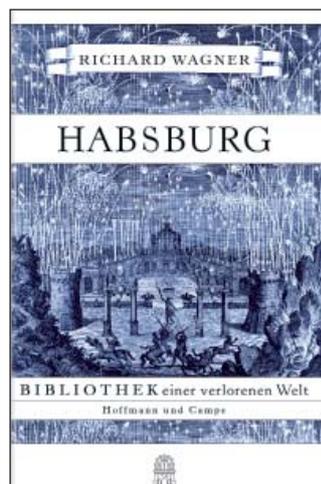
Das Erbe des k.u.k-Reiches

Markus Bauer

Konnte man dies erwarten? Ein im Banat geborener und seit langem in Deutschland lebender Schriftsteller widmet sich nach vielen Büchern nun den Habsburgern, Mitteleuropa, der Donau? Ja und Nein. Denn dieser Autor heißt Richard Wagner und debütierte als revoluzzender Jungstar einer wegen des kommunistischen Zwangsregimes scheinbar *unmöglichen* Gruppe von seinesgleichen im Banater Temeswar/Timișoara. Die Vorbilder dieser „Aktionsgruppe Banat“ hießen damals Che Guevara, Peter Handke, Herbert Marcuse, Oswald Wiener u. a., und ihre erstaunlich kritische Haltung hinter dem an der jugoslawischen Grenze etwas löchrig gewordenen Eisernen Vorhang äußerte sich in popinfizierten Gedichten gegen die Elterngeneration, den Staat, die (Minderheiten-)Gesellschaft der Banater Schwaben. Als *primus inter pares* der „Aktionsgruppe Banat“ führte Wagner eine scharfe Feder, und dabei ist es bis heute geblieben – auch nach der Ausreise in die Bundesrepublik und unter politisch gänzlich anderen Umständen. Bereits die im Westen geschriebenen Romane Wagners blickten obsessiv zurück auf das verlassene Land und zugleich auch auf Deutschland, und es entstanden Essaybände, die in der Phase der Umbrüche sich der Veränderungen in Osteuropa annahmen. Im Europa der Nachwendezeit machte sich Wagner dann an die Auseinandersetzung mit dem alten Deutschland, woraus sein zusammen mit Thea Dorn verfasstes, wirklich überraschendes Großwerk über die Deutschen und ihre Mentalität („Die deutsche Seele“, 2011) resultierte. So lässt sich jetzt mit dem neuen Buch doch auch eine Fortsetzungslinie erkennen: Der analytisch-reflektierende Blick lenkt zurück auf die eigene Herkunft des Schriftstellers – nicht unbedingt in konkreten Details, sondern im Zusammenhang mit der Krise des Europagedankens und seinen historischen Bedingungen. Habsburg muss da ebenso genannt werden wie Mitteleuropa und der Totalitarismus.

Wagner ist ein belesener Deuter der k.u.k.-Mentalität, wobei seine Nähe hierzu keine angelesene ist, sondern eine auf die eigenen Wurzeln zurück gehende. Da findet der Ur-Großvater als Ulane ebenso Erwähnung wie die Geschichte des Banats als Beispiel für habsburgische Politik. Aber es geht ihm bei weitem nicht nur um ein Sich-Vergewissern der eigenen Herkunft, sondern vielmehr um die Spiegelung der Doppelmonarchie in der aktuellen europäischen Krise. *Habsburg* ist kein abgelegtes Ding, sondern steht am historischen Ursprung, aus dem unsere Gegenwart im 20. Jahrhundert entstand. Die Einsichten Wagners in die Zusammenhänge dieser Epochen sind sehr kritisch, wenn er vor allem den „Zerfall des Wir“ konstatiert. Aber dialektisch nimmt

das Buch als Leitfaden die Existenz einer habsburgischen Bibliothek mit ihrem Bibliothekar Erwin Reiser, der in Hermannstadt/Sibiu geboren wurde und dann nach Berlin emigrierte. Und schon ist – wie so oft in der k.u.k.-Monarchie – das Endgültige und Unbewegliche wenig produktiv: „Wer eine Bibliothek betritt, um sich in einer bestimmten Sache eine Meinung zu bilden, wird diese Bibliothek bald wieder verlassen müssen, wenn er bei seiner Meinung, bei der, die er sich gerade gebildet hat, bleiben will.“ Von daher lässt sich schön k.u.k.-affin eine Vielzahl von Meinungen und Perspektiven auf das Thema freilegen, die zwar den Untergang dieser Welt beklagen, aber zugleich auch das reiche Potential der Sprachen-, Religions- und Völkervielfalt zur Sprache bringen. Dies geschieht nicht nostalgisch, sondern kritisch, wenn auch alle Ingredienzien der Habsburgnostalgie behandelt werden: von der Verteidigung der Konditorei (Rezepte von Nusstorte, Quarkpogatschen, Mohnstrudel) über den habsburgischen Hafen Triest hin zur blauen Donau, pragerdeutschen Literatur, Sartre und Cioran und vielem mehr. Es wird der weite Horizont Wagners erkenntlich, der sich seine Nostalgie nicht einfach macht, sondern Katholizismus, Totalitarismus und die Überheblichkeit des neuen Westens gegenüber den vom Kommunismus geprägten Landschaften jenseits der Elbe anprangert. Hier wird die Rolle des aus diesen Ländern kommenden Intellektuellen kritisch befragt: „Man ist als ostmitteleuropäischer Intellektueller, wenn es drauf ankommt, nichts weiter als der ‚Korrespondent vom Balkan‘. ... Die Sendezeit, die ihm zur Verfügung steht, reicht aus für die Schlagworte, die wir schon kennen, und die uns regelmäßig einen prägnanten Kommentar entlocken: Aha.“ Gegenwart und Vergangenheit Habsburgs sind selten so konzise und konzentriert auf den Punkt gebracht worden, wie in Richard Wagners anregendem und überlegt gestaltetem Buch.



Richard Wagner
Habsburg. Bibliothek einer verlorenen Welt. Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg 2014, 240 Seiten, 27,99 Euro.

Erster-Weltkrieg-Roman von Franz Heinz

Spurensuche in der Jahrhundertklammer

Olivia Spiridon

Franz Heinz ist seit Beginn der 1960er Jahre unter den Rumäniendeutschen ein Begriff: als Redakteur mehrerer Publikationen, als Herausgeber von Banater Schriftstellern und als Autor von Kurzgeschichten, Erzählungen und kulturhistorischen Studien. Dabei profilierte er sich als Kenner der Deutschen und ihrer Nachbarn im multiethnischen Südosteuropa in Erzählungen, in denen er Identitätsverschiebungen und Mentalitätsunterschiede zwischen Ost und West im Rahmen von Migrationsgeschichten illustriert, oder eine historische Thematik wählt, um Werte und Praktiken des Banater Dorfes aus der k.u.k.-Zeit aus der zeitlichen Distanz eines zeitgenössischen Erzählers darzustellen.

Der Roman „Kriegerdenkmal“, den Franz Heinz pünktlich zum Gedenkjahr vorgelegt hat, gibt sich bereits durch die Titelformulierung und das Coverbild als Erster-Weltkrieg-Roman zu erkennen. Doch sind auch Verbindungen zur Thematik und Erzählweise früherer Werke unübersehbar. Darauf weisen sowohl die Erfahrung der Grenzüberschreitung und die daraus folgende vergleichende Perspektive hin, als auch die Erzählung auf mehreren zeitlichen Ebenen.

Zwei Österreicherinnen und ein im Westen lebender Nachfahre von Banater Schwaben bereisen den Südosten Europas auf den Spuren von Verwandten und Bekannten, die der Erste Weltkrieg zwangsweise mobilisierte; aber auch die Neugier auf ein „wenig bekanntes Randeuropa“ treibt sie an. Im Banat, wo die Handlung des Romans ansetzt, finden die Reisenden zueinander. Über Bukarest und die Moldau reisen sie nach Czernowitz/Černivci/Cernăuți, von wo aus die Hauptgestalt Phil, dem Frontweg seines Großvaters folgend, nach Galizien weiterreist. Mit einem von unterschiedlichen Lebensumständen geformten Blick überqueren sie Grenzen, die es vor hundert Jahren nicht gab, und werden gleichzeitig Zeugen von kulturellen Grenzziehungen, da sie andauernd mit sie befremdenden Mentalitäten und Verhaltensregeln konfrontiert werden. Gleichzeitig wechselt die Handlung durch assoziativ und situativ ausgelöste Sprünge aus der Erzählgegenwart in die Vergangenheit, sei es die nähere Vergangenheit eigener biografischer Stationen oder die Zeit des Ersten Weltkriegs.

Doch wer eine Ereignisgeschichte des Ersten Weltkriegs erwartet, um die sich eine fiktionale Handlung rankt, wird sie in diesem Roman nicht finden. Die Absicht des Autors ist eine andere. Im Vordergrund stehen die Reflexionen der zentralen Protagonisten, die Gegenwärtiges und Vergangenes in Beziehung zueinander setzen und den

hundertjährigen zeitlichen Abstand auf Kontinuitäten und Veränderungen überprüfen. Die Romanfiguren lenken den Fokus auf Befindlichkeiten, Selbstverständnisse und Wertsysteme, aber auch auf die Wahrnehmung des Kriegsalltags durch einen bewusst gewählten Blick „von unten“. Zentrale Fragen leiten sich aus den Schicksalen der während des Kriegs und in der Gegenwart agierenden Frauen und Männer ab und betreffen das Selbstverständnis und die Veränderung von Geschlechterrollen sowie Strategien der Lebensführung und der Krisenbewältigung. Das zwischen früher und heute gespannte Netz hat im Roman Vorrang, nicht die Profilschärfe der Zeitzeugen des Ersten Weltkriegs. Auch der hohe Stellenwert, den das Landeskundliche im Roman einnimmt, ist der gleichen Darstellungslogik zuzuordnen und zielt auf eine Bestandsaufnahme heutiger gesellschaftlicher Realitäten, die als Ausgangspunkt für Parallelen zur Vorkriegsordnung dienen. Der Rumänienkenner Franz Heinz lässt lokale Experten, die in die Romanhandlung aufgenommen werden, sprechen, um unter anderem über Bukarester Architektur und Geschichte, die Moldauklöster oder die Brüche in der Geschichte von Czernowitz zu berichten.

Ein wichtiges Anliegen des Romans ist das Aufzeigen der geistigen Hinterlassenschaft des Ersten Weltkriegs: die Entstehung von Nationalstaaten. Die Legitimierung dieser Nationalstaaten wird in Exkursen über Geschichtsinzenierung und in Ausstellungen sichtbar. Ihre Verwurzelung in Identitätskonstruktionen von Einzelnen und Kollektiven tritt dabei deutlich hervor. Die Lektüre dieses Romans ist für all jene ertragreich, die an einer Gegenüberstellung von West- und Südosteuropa interessiert sind, an der Entwicklung von Befindlichkeiten und Mentalitäten sowie an der Darstellung von Vergangenen in heutigen öffentlichen und privaten Räumen.



Franz Heinz
Kriegerdenkmal 1914 –
Hundert Jahre später.
Roman. Anthea Verlag, Berlin
2014, 184 Seiten, 19,90 Euro.

Notorische(r) Einzelgänger

Edith Konradt

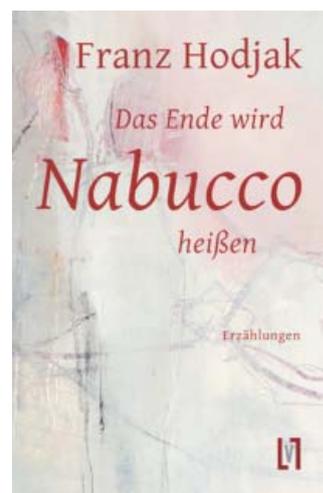
Nimmt man den neuen Prosaband von Franz Hodjak zur Hand und liest zuerst den Begleittext des Verlags auf der Umschlagrückseite, wird man unversehens auf zugkräftige, aber kaum zutreffende Klischees eingestimmt: nämlich, dass der Autor „nach dem Ort der Heimat oder der Heimatlosigkeit im Sinne eines modernen Nomadentums“ frage und seine Helden sich „durch die Unbeschwertheit des Taugenichts“ auszeichneten. Ergo fühlt man sich bei der Lektüre ungewollt gesteuert. Denn weder spielen die Denkschablonen „Heimat“ bzw. „Heimatlosigkeit“ in Hodjaks Texten eine Rolle, ja selbst ein „modernes Nomadentum“ lässt sich bei genauerer Betrachtung nur bedingt ausmachen, noch handelt es sich bei seinen fiktionalen Gestalten in diesen 17 Erzählungen um „Taugenichtse“ – nicht im literarisch-romantisch vorgeprägten und auch nicht im landläufigen Sinn –, und auch von deren „Unbeschwertheit“ kann keine Rede sein.

Hodjak erzählt – wie im Text „Der Brief“ über dessen Protagonisten, einen „kurz zuvor in Rente gegangenen“ „großen Kaffeetrinker“ und „noch größeren Raucher“, nachzulesen – von „normalen Menschen“. Ob ein verarmter, alleinerziehender Vater oder ein wohlsituerter 77-Jähriger, der dem Tod nicht allein begegnen will und auf Brautschau geht, ob drei unternehmungslustige, resolute Prostituierte oder eine eigenwillige junge Frau, die mit frecher Stirnlocke gegen einstige Erziehungs- und Rollenzwänge aufbegehrt, ob ein rastlos tätiger Kriegsinvalid oder ein arbeitslos gewordener Bankangestellter, der sich über das rüpelhafte Benehmen der Agentur-Beamten beschwert, ob ein aus der Kirche ausgetretener und von der Gemeinde wie schließlich auch vom Pfarrer drangsaliertes Bürger oder ein pensionierter Lehrer, der seine Sesshaftigkeit aufgegeben hat – die Charaktere, die Hodjak zeichnet, haben alle ihr Scherflein zu tragen, doch suchen sie die Schwierigkeiten, in denen sie sich befinden, den eigenen Bedürfnissen entsprechend zu meistern: als notorische Einzelgänger. Jede Person ist mit ihrem gegenwärtigen Alltag befasst, ohne sich sozialen Erwartungen oder öffentlichen Instanzen zu beugen, vielmehr vom Impuls geleitet, ein selbstbestimmtes Leben zu führen. Wobei sie es sich allesamt nicht nehmen lassen, gelegentlich oder ständig auch über eine menschenwürdige Existenz zu rasonieren und an philosophischen Fragen herumzulaborieren: Was ist Glück? Und was Freiheit? Wie begegnet man der Sinnlosigkeit? Und wie dem Tod? Wohin führen falsche Ideale? Und wohin blinder Glaube? Wie weit reichen Vorurteile? Und wie weit Feindbilder? Was sollte man ernst nehmen? Und worüber lachen?

Die Ergebnisse solchen Nachsinnens fallen naturgemäß unterschiedlich bis widersprüchlich aus – je nach Charakter, Ort und Zeit –, denn die Texte spannen einen weiten Bogen von Hodjaks Herkunftsregion Siebenbürgen bis nach Deutschland, und vom Anfang des 20. Jahrhunderts über die Nachkriegszeit diesseits wie jenseits des Eisernen Vorhangs bis heute. Aber der fast beiläufige Erzählton und der ruhig mäandrierende Erzählfluss ziehen den Leser in den Bann jeder einzelnen Figur, mit der und über die man nachzudenken beginnt.

Dass die Problemlösungen, auf die Hodjaks Protagonisten verfallen, fantastisch bis surreal wirken, mag zunächst zur Annahme verleiten, sie seien durchweg Lebenskünstler. Ist dem aber tatsächlich so? Oder entwirft der Autor vielmehr eine verkehrte Welt, um jene Realität, die gemeinhin als „normal“ gilt, im Umkehrschluss *ad absurdum* zu führen und infrage zu stellen? Denn seine Figuren sind keine „Taugenichtse“, es ist die Welt, in der sie sich zu behaupten versuchen, die nichts taugt!

Ein Paradebeispiel bietet der Text „Die Pension“, wo das Management einen jungen Gast mit banalsten Vorwänden aus seinem komfortablen Logis im Parterre von einer Etage zur nächsten in immer kleinere, kargere Unterkünfte nötigt, bis eine Zellentür hinter ihm zuschlägt und man ihn ruhigstellt – eine ebenso leise wie erschreckende Parabel von alltäglicher Entmündigung und allmählichem Freiheitsentzug, die an Franz Kafkas „Kleine Fabel“ erinnert. So wie ein Urteil Walter Emrichs über Kafka letzten Endes auch für Hodjaks Erzählungen gelten kann: Sie manifestieren Zustände, in denen „die Ganzheit menschlichen Daseins unverhüllt ausbricht, und damit zugleich die grundsätzlichen Antinomien dieses Daseins gelebt und durchreflektiert werden“.



Franz Hodjak
Das Ende wird Nabucco heißen. Erzählungen. Leipziger Literaturverlag, Leipzig 2014, 170 Seiten, 19,95 Euro.

Ein neuer Roman über die Schikanen der Securitate

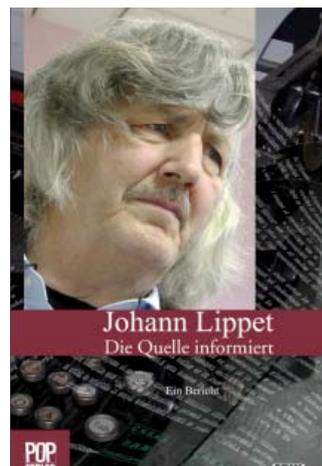
Erinnerungen, die wehtun

Maria Irod

„Die Quelle informiert“ – so lautete die stereotype Formulierung, mit der die inoffiziellen Mitarbeiter der Securitate ihre Berichte einleiteten. „Bericht“ steht auch als Gattungsbezeichnung unter dem Titel des Buches von Johann Lippet. Damit wird der dokumentarische Charakter dieses Romans unterstrichen, der aus enger Ich-Perspektive in knappen, schonungslosen Sätzen ohne jegliche sprachkünstlerische Intention schwierige Kapitel der rumäniendeutschen Geschichte heraufbeschwört. Zum einen geht es um das totalitäre Modell des psychischen Terrors durch Bespitzelung und Verrat. Zum anderen wird, wenn auch im Hintergrund, die Ausreise der Deutschen aus Rumänien beziehungsweise ihr Freikauf durch die Bundesrepublik in den letzten zwei Jahrzehnten des kommunistischen Regimes thematisiert.

Lippets Roman setzt ein, als der Ich-Erzähler schon seit Jahren in Deutschland lebt, und arbeitet sich rückblickend von seiner Kindheit in Rumänien zur aktuellen Handlungsebene vor. Der Anlass der Versenkung in die eigene Vergangenheit wird bereits auf der ersten Seite erwähnt. Wolfgang Schmidt, ein studierter Bauingenieur banatschwäbischer Herkunft, sitzt vor dem Computer und plagt sich mit der Aufgabe herum, für jemand anderen „die Erinnerungsarbeit“, diese „Drecksarbeit“ zu leisten. Gleich erfahren wir, dass der Ich-Erzähler durch den Anruf eines ehemaligen Mitschülers, von dem er lange nichts gehört und zu dem er schon „immer ein zwiespältiges Verhältnis“ hatte, aus der Bahn seines ruhigen, geregelten Alltags geworfen wird. 40 Jahre nach dem Abitur planen mehrere mittlerweile in Deutschland lebende Absolventen des Temeswarer Nikolaus-Lenau-Gymnasiums eine Jubiläumsfeier. Die Frau des Ich-Erzählers bemüht sich, auch Schulkameraden zusammenzutrommeln, die bei den vorigen Klassentreffen nicht dabei waren: Unter ihnen auch den Germanisten Peter Berger, ehemaliger Verantwortlicher der Schülerseite der deutschsprachigen Lokalzeitung, der wegen seiner verschlossenen Art und der übermäßigen literarischen Ambitionen bei vielen Mitschülern nicht gerade beliebt war. Als er anruft, kann der Ich-Erzähler seinen Unmut über die Wiederaufnahme des Kontaktes kaum verbergen. Der große Schock kommt aber erst, als er erfährt, dass ein gemeinsamer Bekannter jahrelang Berichte an die Securitate geliefert habe, in denen gelegentlich auch der Name Wolfgang Schmidt vorkommt. Bergers Mitteilung lässt Episoden seiner Vergangenheit hochkommen, die der Ich-Erzähler als längst überwunden erachtet hatte. Bergers Hinweis folgend, er solle sich vor allem an ein scheinbar zufälliges Treffen erinnern, das 1978 in der „Bomba“, dem „Stammlokal der Pendler aus den umliegenden Dörfern“, stattgefunden hat, versucht Wolfgang

Schmidt, die Geschichte des Verrats zu rekonstruieren. Dass bei jenem geselligen Beisammensein im Biergarten auch der „Möchte-gern-Poet“ Herbert Klein, den „niemand von uns gemocht“ hat, anwesend war, erscheint dem Ich-Erzähler erst im Nachhinein suspekt. Dass während der Unterhaltung auch kritische Bemerkungen über das Regime gefallen sind, hat der eifrige Informant „Felix“ in seinem Bericht festgehalten. In seinen Bemühungen, seinem Schulfreund möglichst detailgenaue Auskunft über die damaligen Begegnungen mit Herbert Klein zu geben, lässt der Ich-Erzähler sein Leben Revue passieren. Was dabei entsteht, ist ein facettenreiches Bild des Alltagslebens im kommunistischen Rumänien mit Fokus auf die Lage der Banater Schwaben. Von den Freiheitseinschränkungen und der schleichenden Angst bis zur Deportation der Rumäniendeutschen in die Sowjetunion oder der Zwangsumsiedlung aller „unzuverlässigen Elemente ... entlang der jugoslawischen Grenze“ in die Bărăgansteppe werden viele historisch genaue Informationen in die Erzählung hineingestrickt. Die illegalen Abtreibungen, der zunehmende Mangel an Lebensmitteln, das allmächtige Schmiergeld und die strenge Kontrolle über das Privat- und Berufsleben der Menschen spielen allesamt eine Rolle im Leben der Protagonisten, die „mit dem Gedanken an die Auswanderung ... stets im Hinterkopf“ bemüht sind, nicht aufzufallen. Der Blick auf die Vergangenheit bleibt nüchtern, und der Ich-Erzähler wehrt sich gegen die Tendenz mancher Landsleute, die Auswanderung als politische Geste zu verklären, „als wäre es anrühlich und nicht das Normalste der Welt, besser leben zu wollen.“. Allein die Charakterlosigkeit derjenigen, die sich der Securitate andienten und durch ihre Aussagen den anderen schaden, ist für den Ich-Erzähler unverständlich und moralisch nicht zu rechtfertigen. Mit jeder neuen Erinnerung steigert sich seine Wut und zum Schluss bricht er nach München auf, um den dort lebenden Herbert Klein mit seinen Untaten zu konfrontieren. Ein durchaus lesenswertes Buch, in dessen Mittelpunkt keine großen politischen Ereignisse sondern die Auswirkungen der Bespitzelungspolitik auf das Privatleben der Durchschnittsmenschen stehen.



Johann Lippet
Die Quelle informiert. Ein Bericht. Pop-Verlag, Ludwigsburg 2014, 178 Seiten, 13,80 Euro.

Zur Securitate in Rumänien

Geheimpolizei gegen Freiheitsrechte

Bernd Lippmann

Das Buch „Die Securitate in Siebenbürgen“ geht auf eine wissenschaftliche Tagung des Arbeitskreises für Siebenbürgische Landeskunde zurück, die dieser gemeinsam mit dem Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München und der Friedrich-Schiller-Universität Jena im Jahr 2010 veranstaltete. Es ist in allen Teilen gut geschrieben und lehrreich, nicht nur wegen der Informationen über die rumänische Situation. Speziell eine sehr lesenswerte Darstellung der Situation in den Akten des Ministeriums für Staatssicherheit der DDR (MfS) durch den Berliner Historiker Georg Herbstritt von der Stasi-Unterlagen-Behörde wird Leser interessieren, die sich vor allem mit dem MfS beschäftigen.

Der Band führt die Perspektiven deutscher, rumänischer, ungarischer und rumäniendeutscher Autoren sowie die Erfahrungen unterschiedlicher Generationen zusammen. Das macht seine Vielseitigkeit aus, wie ein Blick auf die einzelnen Aufsätze zeigt. An vielen Stellen glaubt man, thematisch in die DDR versetzt zu sein, dabei handelt das Buch von Rumänien, speziell vom Geheimdienst in Siebenbürgen. Die Methode, Angst als Mittel der Machterhaltung einzusetzen, kennt man auch von der DDR. Ebenso kommt einem die Unterwanderung der Religionsgemeinschaften mit dem Ziel der politischen Einbettung in den Staat – man kann sagen: Gleichschaltung, bekannt vor.

Die systematische Unterdrückung der Informations- und Meinungsäußerungsfreiheit war nicht anders als in der DDR. Schriftsteller wurden allein schon deshalb als feindliches Potenzial angesehen, weil sie Verbindung zu Menschen im Westen hatten. Anklage wegen Besitzes und Weitergabe „verbotener Schriften“, obwohl es einen Katalog solcher Erzeugnisse öffentlich nicht gab, zeigt ein aus der DDR bekanntes Vorgehen. Kopiergeräte waren nicht frei zugänglich, sondern von der Geheimpolizei kontrolliert. Willkürliche Wohnungsdurchsuchungen, ebensolche Festnahmen usw. usw. – man kennt dies alles aus den Berichten über das SED-Regime.

Das Buch enthält eine Zusammenstellung mehrerer Aufsätze. Interessant sind in erster Linie die Ähnlichkeiten zwischen der DDR und Rumänien, was mit der gemeinsamen Entstehungsgeschichte von Securitate und Stasi als Schöpfungen der sowjetischen Geheimpolizei erklärt werden kann. Dass die intensive Zusammenarbeit beider Geheimpolizeiapparate in den 1960er Jahren nachließ und 1973 praktisch zum Erliegen kam, ist in erster Linie eine Folge der eigenwilligen, nationalkommunistischen

Autonomiepolitik der rumänischen Führung. Aber auch in der kurzen Phase einer gewissen Liberalisierung Ende der 1960er/Anfang der 1970er Jahre ließ die Securitate nicht an Wachsamkeit nach.

Auch nach dem Zusammenbruch des kommunistischen Regimes gab es Ähnlichkeiten und Unterschiede. Ein Unterschied mag darin zu sehen sein, dass der rumänische Diktator schlichtweg hingerichtet wurde, der Diktator der DDR jedoch im Krankenhaus im chilenischen Exil verstarb. Eine wesentliche Gemeinsamkeit mag folgendes Zitat verdeutlichen: „Durch den Focus auf den Informanten und informellen Mitarbeiter der Securitate blieb der eigentliche Apparat unberührt“. So konnte es in Rumänien geschehen, dass Behördenangestellte kundtun, nichts mit „meinen Kreisen“ zu tun gehabt zu haben, so berichtet es eine Schriftstellerin.

Kommt so etwas einigen Lesern dieser Zeitschrift bekannt vor? Das Buch enthält ein Motiv, das zeitunabhängig gilt: „Wenn man von Freiheit spricht, muss man von ihrem Gegenteil, von Unfreiheit, reden“. Und ebenso zeitunabhängig ist im Wesentlichen, was Herta Müller, die spätere Nobelpreisträgerin, gegenüber dem rumänischen Geheimdienst sagt, der sie für die Spitzeltätigkeit anwerben will: „Ich habe nicht diesen Charakter“. Die für kommunistische Geheimpolizeien spezifischen psychologischen Zersetzungsmaßnahmen werden im Vorwort mit einem (hier verkürzten) Zitat der Schriftstellerin herausgestellt: „Gegen Verleumdung ist man machtlos, man erstickt, weil man sich nicht wehren kann.“ Dieses Machtprinzip, demzufolge sich die Ausgelieferten nicht wehren können, durchzieht thematisch alle Beiträge des Buches. Die Herausgeber weisen folglich auf die Gefahr eines Widerspruchs zwischen wissenschaftlicher Sachlichkeit und den vielfach erlittenen Verletzungen hin. Das ist sehr loblich, jedoch wird sich jemand, der dieses dicke Buch voll Wissenschaft liest, dessen bewusst sein.

Die Texte enthalten jeweils Zusammenfassungen in rumänischer Sprache. Insbesondere für die englischsprachigen Texte ist dies anmerkwürdig. Sehr verdienstvoll ist neben dem ausführlichen Personenregister eine Zusammenstellung der geografischen Namen (u. a. deutsch, rumänisch, tschechisch, ungarisch).

Joachim von Puttkamer, Stefan Sienerth, Ulrich A. Wien (Hg.)

Die Securitate in Siebenbürgen. Böhlau Verlag, Köln/Wien/Weimar 2014 (= *Siebenbürgisches Archiv*, 43), 432 Seiten, 39,90 Euro.

Ein westdeutscher Wissenschaftler im Blick der Securitate

Akten-Einsicht

Georg Herbstritt

„... die Geheimdienstaktivität [ist] nichts anderes als die Verkörperung der Paranoia des Regimes.“ Mit diesem Zitat des Banater Schriftstellers Richard Wagner eröffnet der Geograf und emeritierte Professor Wilfried Heller sein Buch „Von ‚Horea‘ zu ‚Hans‘“. Das Zitat ist treffend gewählt – denn das Buch illustriert an einem exemplarischen Fall eindrücklich diese Paranoia. Nicht mehr, aber auch nicht weniger.

Heller lässt die Leser am Studium seiner Securitate-Akten teilhaben. In den Jahren 2011/2012 hatte er von der Bukarester Securitate-Akten-Behörde CNSAS Fotokopien jener Unterlagen bekommen, die der kommunistische Staatssicherheitsdienst Rumäniens über ihn angelegt hatte. Dass es solche Akten geben würde, war zu erwarten. Denn zwischen 1971 und 1989 reiste er als bundesdeutscher Wissenschaftler mehrmals zu Studienzwecken in das südosteuropäische Land.

Obwohl das Buch autobiografischen Charakter hat, will sich der Autor erklärtermaßen vor allem darauf beschränken, das Geschehene darzustellen, ohne zu moralisieren. In seinem Bemühen um Objektivität schreibt er auch von sich selbst in der dritten Person.

Was war nun das Geschehene? 1972 hielt sich Heller drei Monate in Rumänien auf, um über Urbanisierung und Entwicklung des ländlichen Raums zu forschen. In dem totalitären Überwachungsstaat geriet er rasch unter Spionageverdacht. Die Securitate eröffnete daher den Vorgang „Horea“, sammelte Berichte über Heller und begann, ihn zu überwachen. Heller beschreibt akribisch Struktur und Inhalt der Akte und stellt die zehn Informanten vor, die über ihn berichteten. Dabei differenziert er zwischen solchen, die bereitwillig und um eigener Vorteile willen der Geheimpolizei dienten und, so seine These, die Paranoia des Systems zum Teil auch für ihre persönlichen Vorteile ausnutzten, und solchen, von denen die Securitate zwar Informationen abforderte, ohne dass Heller sie als inoffizielle Mitarbeiter (IM) einzustufen vermag.

Spannender ist der Blick auf die Opfer und die Folgen der Überwachung. Denn hier legt Heller die subtilen Mechanismen der Repression, der „leisen Form des Terrors“ (Jürgen Fuchs) offen. Gezielt setzte die Securitate Angst und Neidgefühle ein, um die Atmosphäre im Bukarester Kollegenkreis Hellers zu vergiften. Zwei Kollegen, die ihn unterstützt hatten, wurden gemäßregelt bzw. beruflich degradiert und zogen für sich die Konsequenz, auf Distanz zu Heller und anderen westlichen Ausländern zu gehen. Er selbst wurde während seines Forschungsaufenthalts offen

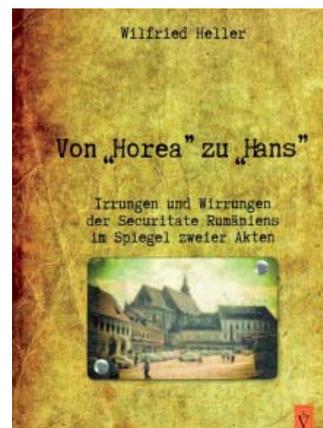
beschattet, psychisch unter Druck gesetzt und bei der Ausreise sechs Stunden lang verhört. Infolge dessen änderte er das Thema seiner Habilitation. Alles in allem ein Lehrstück darüber, wie die damals als Öffnung gegenüber dem Westen eingeschätzte Politik Bukarests im konkreten von der Securitate konterkariert wurde.

1977 wurde die Akte „Horea“ geschlossen. Der Spionageverdacht hatte sich nicht bestätigt.

1978, 1982 und 1989 reiste Heller zu Exkursionen nach Rumänien. Erst im Vorfeld der letzten Exkursion eröffnete die Securitate im Frühjahr 1989 den Vorgang „Hans“. Der Geheimdienst plante nun, Heller für Imagekampagnen zu instrumentalisieren und ihn zu veranlassen, positive Artikel über die Dorfsystematisierung zu publizieren. Der Untergang des Regimes Ende 1989 setzte diesem Plan ein schnelles Ende. Die dünne Akte gibt dennoch Einblick in die Welt geheimdienstlicher Desinformation.

Heller verbindet in dem Buch Aktenüberlieferung und persönliche Erinnerung und teilt auch mit, wie seine damaligen, rumänischen Kollegen sich heute dieser Vergangenheit stellen. Er führt beispielhaft vor, wie die schwierige Quelle „Securitateakte“ gehandhabt werden kann. Die zahlreichen Details verlangen beim Lesen allerdings viel Geduld. Einige der aufgeworfenen Fragen ließen sich noch beantworten, würde man die Akten der anderen Überwachten und der Informanten heranziehen. In seinem Streben nach Sachlichkeit verzichtet der Autor darauf, die Namen der IM zu nennen. Insofern vermeidet er Bloßstellungen. Doch die reflektierte und abwägende Studie hätte ebenso gut eine andere Entscheidung zugelassen, ja geboten. Denn die anderen Akteure, Kollegen und Betroffenen, werden auch mit ihren richtigen Namen eingeführt.

Das Buch enthält einen Bildteil mit 48 Farbfotos des Autors aus dem rumänischen Alltag zwischen 1971 und 1989, ein Literaturverzeichnis und Aktenfaksimiles.



Wilfried Heller
Von „Horea“ zu „Hans“.
Irrungen und Wirrungen der Securitate Rumäniens im Spiegel zweier Akten. Schiller Verlag, Hermannstadt und Bonn 2014, 127 Seiten, 14,80 Euro.

Eine Lesereise

Katharina Biegger

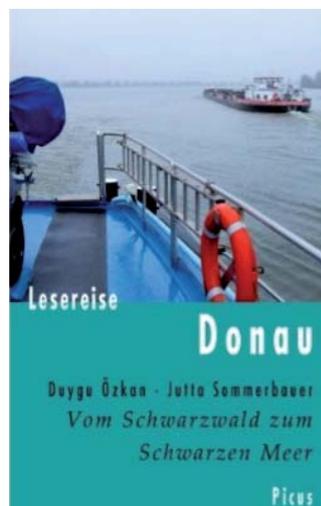
Bücher über die Donau und ihren Lauf gibt es eine ganze Reihe, von naturkundlichen, historischen oder hydrologischen Studien bis hin zu Abenteuergeschichten oder poetischen Werken. Eines der berühmtesten dürfte Claudio Magris' „Biographie eines Flusses“ sein, eine gattungsmäßig schwer zu definierende, umfassend gebildete, einzigartige literarische Tour des durch den Donaustrom durchflossenen mitteleuropäischen Kulturraums (Original 1986). Vor wenigen Jahren hat auch der Klagenfurter Wieser Verlag einen ganz diesem Fluss gewidmeten Band herausgegeben: Er präsentiert, wie charakteristisch für die Reihe „Europa erlesen“ (vgl. etwa „Bukarest“, 1999), ein Potpourri von Dutzenden Textbrocken und Passagen aus den Werken verschiedenster Autoren von der Antike bis heute.

Das hier anzuzeigende Büchlein versammelt ebenfalls eine Reihe von einzelnen Artikeln, alle aber neueren Datums, die von zwei Journalistinnen recherchiert und verfasst wurden. Sie erschienen als Serie in einer österreichischen Zeitung und sind in der „Lesereise“ in der Ordnung des Flusslaufs aneinandergereiht; in jedem der zehn Anrainerstaaten wird wenigstens ein Mal Station gemacht. Es beginnt mit der Quelle (bzw. der Streitfrage, welches denn die „richtige“ sei) und endet mit dem Donaudelta, mit einem Besuch bei den russischen Altgläubigen, die von den anderen Ethnien Lipowaner genannt werden. Insgesamt 18 solcher Reportagen geben Einblicke in Geschichte und Geschehnisse entlang des Stroms, mit dessen Namen – „Donaumonarchie“ – man oft einen ganzen Kulturraum umschreibt. Systematik ist nicht das Ziel des Büchleins und kann es, angesichts des handlichen und hübschen Formats, auch gar nicht sein. Aus den einzelnen Episoden wird die Leserin aber doch von prägenden Kräften und Entwicklungen erfahren. In den Gesprächen der Autorinnen mit ihren Gewährsleuten vor Ort kommt immer einmal wieder das jahrhundertalte Ringen um die Vorherrschaft zwischen Habsburgern, Osmanen und dem Zarenreich ins Spiel, ebenso die Migration der „schwäbischen“ Kolonisten von Nordwest nach Südost, für die Epoche nach dem Zweiten Weltkrieg natürlich die Konfrontation zwischen West und Ost (sowie auch innerhalb des Ostens ...). Mit etwas nostalgischem Blick wird auf die multikulturelle Vergangenheit zurückgeschaut (z. B. in den Kapiteln über deutsche Siedler in Ungarn, über die geflutete Insel Adah Kaleh, über Neusatz/Novi Sad); gegenwarts- oder gar zukunftsbezogene Passagen sind seltener (Porträt eines Frachtschiffers, Beschreibung

des Donauhafens Giurgiulești in der Republik Moldau, ein Bericht über den vom Aussterben bedrohten Stör und das Geschäft mit dem Kaviar). Das eine, explizit mit Rumänien befasste Kapitel schildert die Natur des Deltas und gibt Einblick in die harten Lebensbedingungen seiner Bewohner – und es berichtet von Initiativen, diese einzigartige Landschaft als Ökoparadies und Touristenziel zu entwickeln: ein Hoffungsstrahl.

Die Texte lesen sich leicht und gefällig; sie tragen in manchem das Zeichen ihrer Herkunft aus dem Journalismus. Jedes Kapitel ist in sich abgeschlossen; Querverbindungen werden nicht gesucht. Von der Donau in ihrer ganzen Länge ist nur in dem knappen Vorwort die Rede. Liegt es daran, dass der Strom heute seine Anwohner nicht wirklich verbindet? War das früher vielleicht anders? Gerne hätte man darüber, über die Komplexitäten, die Probleme und Potenziale des zweitlängsten Flusses Europas etwas mehr erfahren. Vorteilhaft wäre auch die Beigabe einer Karte gewesen, anhand derer man sich jeweils gleich hätte vergewissern können, an welchem Punkt des Flusslaufes man angelangt ist in der Lektüre.

Doch soll nicht mehr verlangt werden, als was dem Format angemessen ist und dem Käufer versprochen wird: „Im Mittelpunkt steht das persönlich Erlebte und Erlebte, die Begegnung mit dem Alltag der jeweiligen Schauplätze ebenso wie mit deren Eigenheiten und Besonderlichkeiten. Ideal sowohl für die Reisevorbereitung und -begleitung als auch für das bequeme Reisen im Lehnstuhl daheim.“ So kündigt der Picus Verlag seine „Lesereisen“ an, und das wird hier für 14,90 Euro auch durchaus geliefert.



**Duygu Özkan,
Jutta Sommerbauer**
*Lesereise Donau. Vom
Schwarzwald zum Schwarzen
Meer. Picus Verlag, Wien
2014, 132 Seiten, 14,90 Euro.*

Sprachtakt und Sprechakt

Cosmin Dragoste

Über Herta Müllers Werke wurde besonders nach der Verleihung des Nobelpreises an die im Banat geborene Schriftstellerin viel geschrieben. Viel, aber nicht immer auch richtig oder mit genügend Scharfsinn, um die Nuancen und die so reichen Aspekte ihres Schreibens hervorzuheben oder ausreichend zu erklären und zu analysieren. Über Herta Müller zu schreiben ist überhaupt nicht so leicht. Nicht nur, weil sie einen eigenen Stil hat, eine Mischung aus unterschiedlichen, auf den ersten Blick nicht zu einander passenden Elementen, die im Kopf des Lesers ein eigenes Leben entstehen lassen, sondern auch deshalb, weil sie eine eigene poetische Rhetorik hat, die mit den Mitteln der Literaturkritik nicht unbedingt zu entschlüsseln ist.

Julia Müller promovierte mit einer äußerst gründlichen und sehr gut belegten Arbeit über die Nobelpreisträgerin: „Sprachtakt. Herta Müllers literarischer Darstellungsstil“ erschien 2014 im Böhlau Verlag. Der Band ist in vier Hauptkapitel strukturiert: „Lyrik“, „Kurzprosa“, „Roman“, „Postkarte“. Jede dieser literarischen Formen deckt sich für Julia Müller mit einem sprachlichen Aspekt, der von der Schriftstellerin in Betracht gezogen wurde: Sprachsuche, Spracherforschung, Sprachzeichen, Sprachspiel. Aber die Forscherin beschränkt sich keineswegs auf die Ebene der Sprache, sondern unternimmt eine viel tiefere Analyse, sodass neue und manchmal ungeahnte Interpretationsperspektiven eröffnet werden.

Das Werk Herta Müllers wäre schwierig aufzufassen ohne das Verstehen des Umfeldes, in dem sie lebt und schreibt. Julia Müller ist stets darauf bedacht, dieses Umfeld aus verschiedenen Winkeln zu beleuchten und es dem breiten Publikum zu erklären. Auch für Rumänen sind diese Darstellungen und Erklärungen nicht langweilig oder überflüssig, obwohl ihnen die Lebenslagen und -situationen sehr wohl vertraut sind. Immer, wenn sie eine Phase des Werkes analysiert, ist Julia Müller darum bemüht, Herta Müllers Schaffen aus jener Zeit in einen größeren Kontext zu stellen, damit die beabsichtigte Wahrnehmung ihrer Texte auch für einen mit dem rumänischen oder deutschen Milieu nicht vertrauten Leser deutlich wird. So ist der Band auch ein gut strukturierter und überschaubarer Abriss der deutschsprachigen Literatur in Rumänien, der durch kompetente und anschauliche Auslegungen ein klares Bild vermittelt.

Bemerkenswert ist ebenfalls, dass Julia Müller auch die „Vortexte“ Herta Müllers analysiert, die nur wenig oder gar nicht beachtet wurden. Sie sind bedeutsam und wichtig für die spätere Entwicklung der Autorin, denn in ihnen

finden sich die vielen literarischen und sprachlichen Aspekte, die in den späteren Werken der Schriftstellerin eine Hauptrolle spielen werden. Julia Müller zieht auch die Gedichte der früheren Etappe in Betracht, die einerseits eine eigene literarische Tradition zu negieren versuchen, andererseits den Übergang zur nächsten literarischen Phase, der Kurzprosa, darstellen. Im „Sprachtakt“ werden sehr treffend diese Entwicklungen erklärt und analysiert, sodass die Kohärenz des Werkes von Herta Müller hervorgehoben wird.

In dem der Kurzprosa gewidmeten Kapitel schreibt Julia Müller über Bewusstseinspoesie, lyrische Prosa, parabolische Rede, sprachkritische Satire, Sprachreduktion. Die Lyrik und die Kurzprosa sind bekanntlich wichtige Bausteine in Herta Müllers Gesamtwerk und haben einen festen Platz in ihrem exakten literarischen System. Julia Müller befindet sich mit ihren Forschungen auf einem fast unberührten Terrain, sodass die von ihr unternommene Klassifikationsarbeit – wenn auch riskant – manchmal bestreitbar notwendig ist.

Obwohl Herta Müllers Romane und als Kollagen dargebotene Gedichte sehr oft analysiert wurden, gelingt es Julia Müller, diese besser bekannten Abschnitte so zu präsentieren, dass immer etwas Neues entdeckt werden kann. Es gelingt ihr, diese Texte sowohl dem breiten Publikum als auch den Fachleuten in geeigneter Form näher zu bringen. Der Anhang verdient viel Lob, denn hier hat Julia Müller die schwierig auffindbaren Jugendtexte Herta Müllers gesammelt.

„Sprachtakt“ ist ein zuverlässiges Buch, das wichtige und bis jetzt wenig erforschte Aspekte aus Herta Müllers Werk ans Licht bringt, sodass es folglich zum besseren Verständnis eines komplexen und genau gebauten Systems beiträgt.



Julia Müller
Sprachtakt. Herta Müllers literarischer Darstellungsstil.
Böhlau Verlag, Wien/Köln/
Weimar 2014 (= *Literatur und Leben. Neue Folge*, 85),
324 Seiten, 44,90 Euro.

Ein neues Fundament für die Dracula-Forschung

Erste Gesamtausgabe der Texte über *Vlad den Pfähler* wird vorgelegt

Thomas Schares

Vlad Țepeș (Vlad III. Drăculea) interessiert nicht nur Historiker und Rumänisten. Bekannt geworden als der „Pfähler“ ist der Woiwode der Walachei auch eine der Inspirationsquellen für Bram Stokers Draculafigur. Schon zu Lebzeiten haben sich Legenden um den Fürsten gekrankelt, die ihren Niederschlag in einer vielsprachigen narrativen Tradition gefunden haben. So haben etwa einige der frühesten gedruckten Flugschriften im deutschen Sprachraum den „Trakole Waida“ zum Thema. Diese Texte in verschiedensten Sprachen und aus verschiedenen Kulturkreisen sind die wichtigste Basis für jede seriöse Forschung zu dieser historischen Persönlichkeit – umso verwunderlicher und bedauerlicher, dass diese Texte bisher zum Teil überhaupt nicht, zum anderen Teil nur in schwer zugänglichen Editionen greifbar waren. Diesem Missstand der Draculaforschung wollen die Herausgeber und Autoren des nun vorliegenden dritten Bandes dieses Textkonvoluts abhelfen.

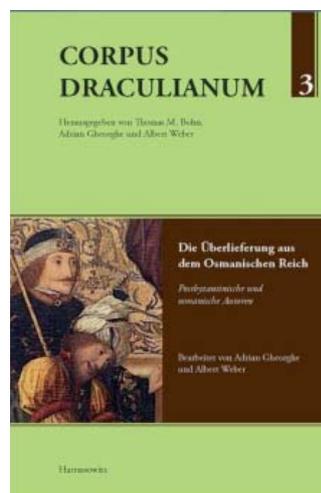
In den ersten beiden (in der Publikationschronologie noch folgenden) Bänden sollen im ersten Band die erhaltenen Briefe und Urkunden, im zweiten die überlieferten Texte aus West- und Südosteuropa sowie dem Moskauer Reich publiziert werden. Der dritte, nun vorgelegte und hier besprochene Band enthält den bisher unbekanntesten und nicht nur deshalb vielleicht interessantesten Teil der Überlieferung: Die Erzählungen aus dem Osmanischen Reich, also türkische, arabische, persische sowie postbyzantinische (griechische) Texte.

Die Texte werden jeweils im Original mit Übersetzung, Einführung, Bibliographie und Kommentar vorgelegt, wobei sich nicht nur aufgrund der vielen verschiedenen Sprachen und Schriftsysteme für die Herausgeber z. T. komplexe Probleme ergeben haben, die aber, so kann nur festgestellt werden, vorbildlich gemeistert wurden. Beigegeben wurden der typographisch aufwändigen und sinnfällig angelegten Edition eine ausführliche Einleitung mit Benutzungs- und Literaturhinweisen, ein Anhang mit weiteren Texten, die auf die osmanische Überlieferung zurückgreifen, ferner eine ausführliche Chronologie der in den Texten dargestellten historischen Ereignisse, Karten und Register, sowie eine sehr aufschlussreiche, die verschiedenen Erzählelemente der Draculageschichten (Episoden) synchronisierende Tabelle. Im Hauptteil findet sich neben den vorangestellten postbyzantinischen

Autoren die osmanische Überlieferung, die weiter unterteilt ist in Primär- Sekundär- und Tertiär- sowie Ergänzungsquellen. Das bedeutet, dass möglichst alle Quellen des bearbeiteten Zeitraums bis 1650, die sich auf den „Pfähler“ beziehen, berücksichtigt worden sind.

So wird die Konstruktion des „orientalischen Draculas“ minutiös und auf philologischer Basis nachgezeichnet und erstmals für den Leser nachvollziehbar. Sie steht neben den bekannteren westeuropäischen (grausamer Tyrann) und slawischen (strenger, aber gerechter Herrscher) diskursiven Tradierungen. Im Mittelpunkt der osmanischen Konstruktion des Bilds von „Kazıklı Bey“ steht der Treuebruch gegenüber dem muslimischen Verbündeten. Dass aber die postbyzantinische und osmanische Überlieferung der Draculachronistik nicht so einsträngig ist, zeigt die hier vorliegende Edition ebenfalls deutlich auf.

Die Herausgeber und Bearbeiter (sowie der Verlag) sind zu dieser historisch ambitionierten und philologisch wie editorisch gelungenen Arbeit zu beglückwünschen, und die ausstehenden beiden Bände, angekündigt für Ende 2014 und 2015, können mit Spannung erwartet werden. Der Forschung zum historischen Dracula bleibt noch Einiges zu tun, um das uns heute konstruierbare Bild dieses walachischen Prinzen zwischen Kreuz und Halbmond wirklich von allem ideologischen Ballast und pseudointellektuellen Grünspan zu befreien. Das Corpus Draculianum wird hierfür eines der wichtigsten Werkzeuge sein.



Thomas M. Bohn,
Adrian Gheorghe und
Albert Weber (Hg.)
Corpus Draculianum. Dokumente und Chroniken zum walachischen Fürsten Vlad dem Pfähler 1448–1650. Band 3: Die Überlieferung aus dem Osmanischen Reich. Postbyzantinische und osmanische Autoren. Harrassowitz Verlag, Wiesbaden 2014, 419 Seiten, 68 Euro.

Deutschland und der Holocaust in Rumänien

Kein unbeteiligtes Opfer

Simon Geissbühler

Seit 1989 ist die These von Rumänien als unbeteiligtem Opfer, das mit dem Holocaust nichts zu tun hatte, durch die internationale Forschung auf der ganzen Linie widerlegt worden. Rumänien war ein durchaus souveräner Alliiertes Deutschlands mit einem erheblichen Handlungsspielraum und beteiligte sich aus eigenem Antrieb und aktiv am Holocaust. Einige Aspekte der Judenverfolgung im rumänischen Machtbereich sind jedoch bis heute kaum beleuchtet worden. Dazu gehört die wichtige Frage nach der indirekten und direkten, versuchten und tatsächlichen Einflussnahme Deutschlands auf die Verfolgung der Juden durch Rumänien. Dieser Fragestellung widmet die Historikerin und Rumänienexpertin Hildrun Glass vom Institut für Ost- und Südosteuropaforschung in Regensburg ihre Monografie „Deutschland und die Verfolgung der Juden im rumänischen Machtbereich 1940–1944“.

Glass strukturiert ihre Studie in vier Hauptteile: Kontext, Kongruenz (1940/1941), Divergenz (1942) und Dissens (1943/1944). Die Strukturierung sagt bereits Wesentliches über die Kernthesen Glass' aus. Zuerst ist der Kontext wichtig, um den Holocaust im rumänisch kontrollierten Herrschaftsbereich zu verstehen. Im Laufe der späten 1930er Jahre radikalisierte sich der rumänische Antisemitismus und wurde „zur Staatsdoktrin“ (S. 15). Die „kumulative Radikalisierung rumänischer Politik“ gegenüber den Juden ist dabei zum Teil der „Übernahme deutscher Vorbilder“ geschuldet (S. 18). Deutschland baute in Rumänien ein Netzwerk von offiziellen, aber auch informellen Institutionen auf, die versuchten, die Politik Rumäniens gegenüber den Juden zu beeinflussen (S. 18 ff.).

In einer ersten Phase (1940/1941) bestand weitgehende Kongruenz zwischen rumänischen und deutschen Plänen. Rumänien plante, im Rahmen seiner Beteiligung am Ostfeldzug die Nordbukowina und Bessarabien von den Juden zu „säubern“ bzw. diese zuerst nach Transnistrien und danach weiter nach Osten zu deportieren. Diese Planung wurde nach dem Angriff auf die Sowjetunion an der Südfront Anfang Juli 1941 auch weitgehend umgesetzt.

Die Divergenzphase begann am Ende des Jahres 1941 mit der deutschen Forderung nach der „Entfernung der Juden aus Kernrumänien“ (S. 148). Anfang 1942 intensivierte sich die Konflikte im Dreieck Berlin–Bukarest–Budapest, wobei es vor allem um die Frage ging, wer nach dem Krieg Siebenbürgen erhalten sollte. Bis Ende 1942, als sich die Lage der rumänischen Truppen im

Osten, insbesondere in Stalingrad, massiv verschlechtert hatte, hatten „die Spannungen im deutsch-rumänischen Verhältnis zugenommen“ (S. 198). Die im Juli 1942 gegebene Zustimmung der rumänischen Regierung für die Deportation der Juden aus Südsiebenbürgen und dem Banat wurde nie umgesetzt. Im Oktober 1942 stoppte die rumänische Regierung Deportationen von Juden nach Transnistrien.

In der letzten Phase (Dissens) zeigte sich immer deutlicher, dass die rumänische Regierung nicht bereit war, die Juden aus Kernrumänien ins Generalgouvernement zu deportieren, obschon die deutsche Seite insistierte (S. 30). Glass weist nach, dass es die sich zusehends verschlechternden Kriegsaussichten waren, die bewirkten, dass das Antonescu-Regime „gegenüber den Juden vorsichtiger“ wurde (S. 235). Die Kehrtwende hatte also weniger mit einer „Abkehr von der eigenen ideologischen Intention“ zu tun, als mit der Einsicht, dass „das Bündnis mit dem nationalsozialistischen Deutschland keine Siegesaussichten mehr bot“ (S. 269).

Das Buch von Hildrun Glass bestätigt somit im Wesentlichen die Annahmen und Ergebnisse der neueren Forschung. Glass' Befunde stehen allerdings auf einer viel breiteren Quellenbasis als die bisherigen Arbeiten. Die Argumentation ist detailliert belegt und außerordentlich dicht. Die Monografie ist ein Meilenstein in der Forschung zum Holocaust in Rumänien. Einziger Kritikpunkt ist, dass die Lektüre erschwert wird durch die Tatsache, dass die Kapitel meist sehr lang sind – zum Teil über 50 Seiten – und keine Zwischentitel gesetzt wurden. Dies gesagt: Hildrun Glass hat ein sehr wichtiges Buch vorgelegt, dem man nicht nur viele Leserinnen und Leser, sondern auch eine englische und eine rumänische Übersetzung wünscht.



Hildrun Glass

Deutschland und die Verfolgung der Juden im rumänischen Machtbereich 1940–1944. Oldenbourg Verlag, München 2014 (= *Südosteuropäische Arbeiten*, 152), 303 Seiten, 44,95 Euro.

Die Landsmannschaften und ihre belasteten Funktionäre

Tabu-Thema: NS-Zeit

Ernst Meinhardt

Nach ihrer Flucht, Vertreibung und Aussiedlung aus Rumänien bzw. Jugoslawien haben die Banater und die Donauschwaben sehr viel über ihre Geschichte veröffentlicht. In den Publikationen wird die Zeit vor dem Zweiten Weltkrieg genauso beleuchtet wie der Zeitraum danach. Nur die Periode 1933 bis 1945 wird gern ausgeblendet.

Weil aber seriöse Geschichtsschreibung und selektive Geschichtswahrnehmung nicht zueinander passen, beschäftigt sich die Historikerin Mariana Hausleitner in ihrem neuesten Buch nicht nur mit den Themen, die die Banater und donauschwäbischen Autoren behandeln, sondern auch mit der von ihnen verdrängten NS-Zeit. Ein wichtiges Kapitel ist den früheren NS-Funktionären gewidmet, die bis in die 1960er und 1970er Jahre hinein in den Landsmannschaften an exponierter Stelle wirkten. Zu diesen gehörte beispielsweise auch Franz Hamm aus dem serbischen Banat. Der Autorin zufolge hat er 1947 die Freilassung von 25.000 Deutschen aus Jugoslawien verlangt, „die noch in alliierten Internierungslagern festgehalten wurden. Zwar waren viele schwäbische Bauern tatsächlich nicht über die Funktion der SS-Divisionen informiert. Doch Hamm versuchte mit diesem Vorstoß auch die begeisterten Nationalsozialisten zu entlasten, welche die Rekrutierung vorangetrieben hatten.“ (S. 356 f.) Hausleitner zufolge gehörte Hamm „zum engsten Führungskreis“ der Nationalsozialisten in Ungarn.

Über den in der kroatischen Hauptstadt Zagreb geborenen Wissenschaftler Friedrich Valjavec schreibt sie: „Nach 1945 gehörte Valjavec zu den 24 Professoren in den Westzonen [Deutschlands], die aufgrund ihres nationalsozialistischen Engagements nicht mehr an den Hochschulen lehren durften. Erst 1958 wirkte er wieder als Professor an der Münchner Universität. Davor war er politisch sehr aktiv. Gemeinsam mit Franz Hamm gründete er 1950 den ‚Ostdeutschen Kulturrat‘. Seit 1951 arbeitete er auch im ‚Rat der Südostdeutschen‘ mit, dem Zusammenschluss der Landsmannschaften aus Jugoslawien, Rumänien, Ungarn und der Slowakei. ... Ein weiteres Mitglied im ‚Rat der Südostdeutschen‘ war Ferdinand Gasteiger, der einstige Stellvertreter des Volksgruppenführers im kroatischen Ustascha-Staat.“ (S. 360)

In den Anfangsjahren der Landsmannschaft der Banater Schwaben aus Rumänien spielte Hans Diplich eine wichtige Rolle. Ab 1949 war er ihr Geschäftsführer. Lange Zeit redigierte er die in München erscheinende *Banater Post*. In der NS-Zeit war er Leiter des Kulturamts in Großbetschkerek/Zrenjanin im serbischen Banat. Wie

Hausleitner schreibt, behinderte Diplich „eine kritische Aufarbeitung der Kriegsjahre“ (S. 361). Die Autorin nennt aber noch weitere NSDAP-Funktionäre, die „nach 1950 in den Landsmannschaften an vorderster Stelle in Erscheinung traten“, z. B. Hans Ewald Frauenhoffer, Kaspar Hügel, Josef Komanscheck, Josef Schmidt und Anton Valentin, über die sie schreibt: „Während sich die geflohenen Nationalsozialisten in Deutschland als Opfer der Kommunisten ausgaben, saßen diejenigen, die von ihnen marginalisiert worden waren, wie Augustin Pacha und Franz Kräuter, in kommunistischen Gefängnissen.“ Kräuter war konservativer Politiker und Gegner der Nationalsozialisten. Dem katholischen Bischof Pacha hatten die Nazis die Aufsicht über die konfessionellen Schulen entzogen, um dort ungehindert ihre Ideologie verbreiten zu können. „Der deutsche Sozialdemokrat Georg Hromadka war, wie bereits in den Kriegsjahren, Häftling in Rumänien, weil er sich gegen die Zwangsvereinigung der Sozialdemokratie mit der Kommunistischen Partei gewandt hatte.“ (S. 370)

Dies sind nur einige wenige Beispiele aus der Fülle des Materials, das Mariana Hausleitner zusammengetragen hat. Die einzige Schwäche ihres Buchs besteht darin, dass der Leser nichts über die Autorin erfährt. Dies soll hier nachgetragen werden. Dr. Mariana Hausleitner ist Hochschullehrerin für Geschichte. Sie wurde in Bukarest geboren und kam 1966 in die Bundesrepublik Deutschland. Bis 1972 lebte sie in München. Dann wechselte sie nach Berlin, um bei Mathias Bernath, einem Banater Schwaben, südosteuropäische Geschichte zu studieren. Ihre Forschungsschwerpunkte sind: ethnische Minderheiten in Südosteuropa, die Geschichte des Banats, Bessarabiens und der Bukowina, der Zweite Weltkrieg sowie der Holocaust, Kommunismus und Postkommunismus.



Mariana Hausleitner
Die Donauschwaben 1868-1948. Ihre Rolle im rumänischen und serbischen Banat.
Franz Steiner Verlag, Stuttgart
2014 (= Schriftenreihe des Instituts für donauschwäbische Geschichte und Landeskunde, 18), 417 Seiten mit 3 Karten, 64 Euro.

Ilse Hehns Bilderbände über das Banat

Das Gedächtnis der Dinge

Edith Ottshofski

Die Heimat holt einen meist ein, wenn man fern von ihr ist. Doch nicht das Heimweh bewog die gebürtige Banaterin, Ilse Hehn, ihre Fotobücher: „Heimat zum Anfassen oder: Das Gedächtnis der Dinge“ zu veröffentlichen. Es waren Verse aus einem Rilke-Gedicht, die sie inspirierten: „Preise dem Engel die Welt ... Sag ihm die Dinge. ... Und diese, von Hingang lebenden Dinge verstehn, dass du sie rühmst, vergänglich, traun sie ein Rettendes uns, den Vergänglichsten, zu“. Und da Ilse Hehn nicht nur Lyrikerin – gerade erhielt sie den Lyrikpreis des Rumänischen Schriftstellerverbands – sondern auch Künstlerin ist, wurden die zwei Bände auf Hochglanzpapier und in einem Schuber ein visuelles und ein bisschen auch ein haptisches Erlebnis.

Bewusst hat sich die Autorin für die Detailfotografie entschieden, weil diese eine höhere Spannkraft hat und die Neugier aufs Ganze weckt. Und so springen einem liebevolle Arrangements ins Auge, seien es der Stopfpilz und das Meterband (von dem die Rezensentin auch noch eines aus der alten Heimat hat) mit dem Fingerhut und dem Zwirn im Nähkästchen, oder die Glasscherbe auf dem Kuchenrezept, die an den Krieg erinnern soll. Zuweilen irritieren diese Arrangements, etwa wenn dem mit bunten Seidenblumen geschmückten Kirchweihhut ein Soldatenhelm beige stellt wird. Ein anderes Mal sind es nur die im Foto festgehaltenen Trageriemen der Koffer, die auf Krieg und Vertreibung hindeuten. Ilse Hehn hat die Bilderbücher thematisch lose geordnet, sie geht von Alltagsdingen aus, wie dem Milchkrug, dem irdenen Wasserkrug, gräbt längst vergessene Gebrauchsgegenstände wieder hervor, wie etwa das Kaletteneisen, das Waschbrett, das Butterfass, das Kohlebügeleisen, fotografiert dann Möbelstücke, Wandschoner, Trachten, Gebetbücher, Geschirr, Kochbücher, Musikinstrumente, Schulbücher usw. Manchmal wiederholen sich die thematischen Blocks aber auch.

Bemerkenswert ist das Kleinteilige, der genaue Blick, das Gestückelte und Bruchstückhafte. Selbst die Wanduhr wird in vier Fragmentbildern von Uhren aufgesplittet: die Gewichte, die Aufhängung, das Pendel, der untere Teil. Und dann folgt ein Bild mit dem Ziffernblatt. Das zeigt, dass Gedächtnis auch etwas Fragmentarisches hat und macht die Museumsstücke, die zum Teil fotografiert wurden, vertrauter und vereinnahmt sie in den Erfahrungshorizont der Heimat. Die teilweise schwäbisch benannten Stücke stammen nicht nur aus Museen und dem Seniorenheim in Temeswar/Timișoara, sondern auch aus dem Nachlass der Eltern der Künstlerin.

Neben den Fotografien hat Ilse Hehn zudem passende Texte ausgesucht, deren Autoren allesamt aus dem Banat stammen. Manchmal sind es ethnologische Ausführungen, etwa zur Taufe oder zu Gebrauchsgegenständen aus Heimat- und Wörterbüchern. Aber meist sind die Texte ein literarischer Genuss, wenn etwa im Auszug von Herta Müller die zahlreichen Besensorten aufgezählt werden, mit denen Mutter das Haus sauber hält, wenn zur Puppe in der Wiege das schöne Gedicht Nikolaus Lenaus über ein schlafendes Kind anklingt, oder wenn zur lichtdurchfluteten Gardine auf dem Bild Balthasar Waitz in seinem „Krähensommer“ über die Sommernachmittage in der dämmerigen Kammer spricht. Die Künstlerin ging zunächst von den Bildern aus, dann kamen die Texte, aber sie verzahnen sich oft so gut zum nostalgischen Bild einer bäuerischen Heimat, dass man das gar nicht bemerkt.

Franz Heinz geht in seinem Vorwort vom Spruch „Die Rose spricht, der Dorn sticht, vergiss mich nicht“ aus, der auch auf einem der fotografierten Wandschoner zu finden ist, und lobt die Geschichte der Donauschwäbischen Häuslichkeit und der Feste aus den Bilderbänden. Ilse Hehn wollte damit, so wie sie es im Vorwort formuliert, eine künstlerisch überformte Erinnerungsarbeit präsentieren und einen Dialog mit der eigenen Geschichte ermöglichen. Denn erinnern heißt konstruieren für sie. So kann die Heimat „subjektiv fortbestehen, wenn sie objektiv schon verschwunden ist, oder in weite Ferne gerückt ist“, wie es Anton Sterbling im letzten Text ausdrückt. Heimat sei ein ganz wesentliches Stück menschlicher Identität.

Und so sind die Bildbände ein hübsches Kleinod, vom Format nur etwas größer als eine CD, die sich hervorragend zum Schmökern und Staunen eignen, sei es, um in der Erinnerung zu schwelgen, oder aber, um das Banat und seine Dinge ein bisschen besser zu verstehen.



Ilse Hehn
**Heimat zum Anfassen oder:
Das Gedächtnis der Dinge.**
**Donauschwäbisches Erbe in
Wort und Bild.** Gerhard Hess
Verlag, Ulm 2014, 2 Bände
je 200 Seiten, Gesamtpreis:
19,90 Euro.

Nicht nur Kochrezepte der Siebenbürger Sachsen

Zwischen Striezel und Hanklich die Scampi

Edith Ottshofski

Nach der Kochbuchtrilogie aus dem Banat – eines der Mutter, die Hochzeitköchin war, eines mit Kuchen Torten und Gebäck und eines über das Einkochen, sowie einem Buch mit kleinen Köstlichkeiten – hat Olga Katharina Farca nun „Das Kochbuch der Siebenbürger Sachsen mit geschichtlichem Überblick“ im eigenen Farca-Verlag herausgebracht.

Schon im Vorwort spricht sie von einem Blick zurück in die Vergangenheit einer Kultur, die sich, laut Farca, „aufgelöst hat“. Das stimmt wohl nicht so ganz. Wie auch Michael Kroner in dem darauffolgenden historischen Abriss betont, leben sehr wohl noch Siebenbürger Sachsen in Rumänien, wenn auch äußerst dezimiert. In dem Kapitel „850 Jahre Siebenbürger Sachsen“ gibt Kroner einen übersichtlichen Einblick in Geschichte und Brauchtum mit gelegentlichen Bezügen zu den Speisen, die bei diversen Festen üblich waren. Das Jahr, in dem er den Überblick geschrieben hat, wäre allerdings für die zeitliche Einordnung von Interesse gewesen. Fotos aus Siebenbürgen, von Trachten und Festen, lockern die geschichtliche Darstellung auf. Etwas unvermittelt geht es danach – mit einem etwas unglücklich gewählten Kartenausschnitt zum Deutschtum in Siebenbürgen – zum Eigentlichen, zu den Kochrezepten über. Farca hat dafür vier Jahre lang in alten Kochbüchern recherchiert und einige Rezepte übernommen. Welche, ist leider nicht immer ersichtlich.

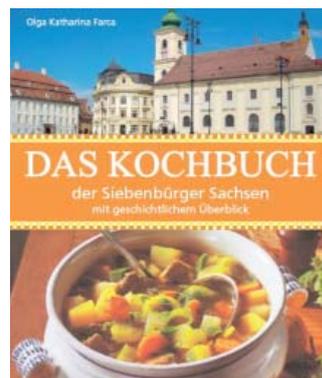
Klar strukturiert ist hingegen der gastronomische Teil in: Vorspeisen, Suppen & Eintöpfe, Fleisch, Fisch, Saucen, Gemüse & Pilze, Kartoffeln, Salate, Teigwaren, Reis & Eier, Mehlspeisen und Desserts. Dadurch liefert Farca einen Grundstein, der vom richtigen Eierkochen über raffiniert belegte Brote, die richtige Sauce, Suppe, ja gar Knödel, bis zu den Mehlspeisen und Desserts reicht.

Wie bereits im Vorwort angekündigt, präsentiert sie neben den traditionellen Gerichten der siebenbürgischen Küche mit ihren „österreichischen, rumänischen und auch türkischen Einflüssen“ auch zahlreiche banatschwäbische und moderne Rezepte, was, nach dem Titel zu urteilen, etwas überraschend ist. Der Spagat zwischen Tradition und Moderne gelingt ihr offenbar ganz gut. Denn nicht nur Nostalgiker kommen mit Hanklich, Striezel, Brodelavend (Sächsische Bratensuppe), Gräwenhiebes (Grammelpogatschen), Vinetesalat (Auberginenaufstrich), *Ciorbă de perișoare* (Fleischklößchensuppe) oder den obligaten *Mititei* (gegrillte Hackfleischwürstchen) auf ihre Kosten, nein, auch Kochkundige sind mit dem wohltemperierten Ei

oder der richtigen Sauce gut bedient, und Feinschmecker können die Zubereitung von Tafelspitz oder Sauerbraten hier nachlesen.

Wie alle ihre bisherigen Kochbücher auch ist das Buch auf Hochglanzpapier gedruckt; die Fotos konzentrieren sich diesmal ganz auf die Speisen. Bei den anderen Büchern war meistens noch die Tischdekoration mit einbezogen. Diesmal wirkt es nicht so üppig. Aber die Fotos sind dennoch ansprechend, die Speisen tadellos zubereitet, und somit auch eine kleine Feier für die Augen und ein Spaziergang durch gut vorstellbare Genüsse aus Ost und West. Denn neben den diversen Hanklichvarianten, pikant oder süß, gibt es sogar die Serviettenknödel und die Böhmisches Knödel, neben dem Lammpilaw den Zwiebelrostbraten (den ich als Thüringer Rostbraten kenne) oder der Tokana (Eintopf) mit Schweinefleisch, die Scampi mit Kräutern, und neben der Vogelmilch den Spargel. Nun muss ich sagen, dass ich Scampi in Rumänien gar nicht kannte und den Spargel nur aus Büchern – was nicht ausschlaggebend sein soll. Olga Farca peppt die traditionelle Küche also auf oder passt sich vielmehr den Gepflogenheiten des heutigen hektischen Stadtmenschen an, der für die Buttererbsen mal eben tiefgekühlte Erbsen in Butter schwenkt. Bei einer Neuauflage hätte ich mir aber doch auch die Übersetzung zu den passierten weißen Bohnen (*Iahnie de fasole*) gewünscht, damit man sie als Landeskundiger nicht übersieht, und bitte dann nicht nur dazu ein aussagekräftiges Bild, sondern ein Foto auch zum *Salade de boeuf*, denn der Reissalat ist doch nur halb so interessant!

Ein Register am Ende des Buches lässt die gewünschten Gerichte leicht finden. Die Rezepte selber sind knapp gehalten, und man kann sie gut nachkochen, ohne unbedingt auf umständliche Suche nach Zutaten gehen zu müssen. Und so ist dieses Kochbuch ein Appetitanreger für lukullische Genüsse und auch als Augenschmaus wärmstens zu empfehlen.



Olga Katharina Farca
**Das Kochbuch der
Siebenbürger Sachsen mit
geschichtlichem Überblick.**
Farca Verlag, Villingen-
Schwenningen 2014,
239 Seiten, 21,50 Euro.

Deutsch-Rumänische Gesellschaft

c/o Dr. Gerhard Köpernik • Horstweg 39 • 14059 Berlin
www.deruge.org

Vorstand

Präsident Dr. Gerhard Köpernik

Vizepräsidentin Hermine-Sofia Untch

Schatzmeister Tony Krönert

Schriftführerin Mona Vintilă

Beisitzer Christof Kaiser

Wilfried Lohre

Marianne Theil

Natalia Toma

Beirat

Carmen-Francesca Banciu

Axel Bormann

Prof. Dr. Dr. h. c. Wolfgang Dahmen

Prof. Dr. Ruxandra Demetrescu

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wilfried Heller

Alexander Roth

Dr. Josef Sallanz

Bezug der Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH)

Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) erhalten die DRH kostenlos.

Wir haben diese Ausgabe der DRH auch auf verschiedenen Wegen an andere Personen und Institutionen versandt. Wenn Sie zu diesem Kreis von Lesern gehören möchten, können Sie uns mit diesem Coupon Ihren Wunsch bezüglich des künftigen Bezugs der DRH mitteilen:

- Ich möchte die DRH regelmäßig beziehen und daher Mitglied in der DRG werden.
- Ich möchte die DRH gegen eine Spende beziehen, ohne Mitglied in der DRG zu werden.
- Ich möchte die DRH keinesfalls weiter beziehen, auch keine weitere kostenlose Ausgabe.
- Ich möchte eine Anzeige in den DRH schalten oder eine Spende tätigen.

Ich habe folgende Vorschläge:

Folgende Personen/Institutionen könnten sich ebenfalls für die DRH interessieren:

Bitte vergessen Sie nicht die Angabe Ihres Namens und Ihrer Anschrift und senden Sie diesen Coupon an die Adresse der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft oder an redaktion@deruge.org.

Beitrittserklärung

Ja, ich trete der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft bei!

Den Jahresmitgliedschaftsbeitrag von 60 Euro (zu den Ermäßigungsmöglichkeiten siehe unter www.deruge.org, Beitritt) überweise ich auf das Konto der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft bei der Postbank Berlin
IBAN: DE94100100100000230108 • BIC: PBNKDEFF

Deutsch-Rumänische
Gesellschaft
Herrn Tony Krönert
Deulstraße 22
12459 Berlin

Name:

Anschrift:

E-Mail:

Telefon:

Ort, Datum, Unterschrift: